Zeno-Zeitung

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 vom 10. 8. 34 gültig.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Straße 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 739.

Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung für den Kreis Ahaus Eper Volksblatt

Nummer 359 | Sonntag, den 30. Dezember 1934 | Jahrgang 1934

Englands neue strategische Seemachtsthese.

Von unserem Marine-Mitarbeiter.

„Um seinen Handel richtig schützen zu können, benötigt Großbritannien von rechtswegen sechs Flotten, deren jede einen starken selbständigen Verband darstellen müßte. Aber wir haben zurzeit nur zwei solcher starker Flotten zu unserer Verfügung. Ihre Zahl auf sechs zu vermehren, dazu besteht kaum die Möglichkeit. Glücklicherweise ist auch die Weltlage so, daß wir kaum zu fürchten brauchen, in die Lage zu geraten, unseren Handel auf allen drei Meeren zur gleichen Zeit schützen zu müssen. Wenn wir aber gegen alle im Bereiche des Vorstellbaren liegenden Zufälle und Wahrscheinlichkeiten gerüstet sein wollen, so ist es für uns notwendig, wenigstens drei solcher starken Flotten zu besitzen. Jede von ihnen muß über solche Kampfkraft verfügen, daß ihre Sicherheit sowie die Sicherheit des Gebietes, das sie zu schützen hat, durch keine Zusammenziehung gegnerischer Seestreitkräfte nicht in Gefahr gebracht werden kann." Diese grundlegende und einleuchtende These hat vor kurzem der frühere Kapitänleutnant der britischen Flotte Kenneth Edwards aus weitblickender Erkenntnis der englischen Großmacht-Bedürfnisse heraus aufgestellt und in einer Weise begründet, die geeignet ist, auch den Deutschen zum Nachdenken zu veranlassen.

Englands Seemacht ist die wichtigste Voraussetzung der englischen Weltmacht und der einzige Schutz des englischen Ueberseehandels. Nach den letzten Zahlen (von 1932) repräsentiert der britische Handel zur See — Einfuhr und Ausfuhr zusammengerechnet — einen Gesamtwert von 1 Milliarde, 118 Millionen Pfund Sterling. Die Menge der täglich in England über See eingeführten Nahrungsmittel beträgt 50 000 Tonnen, die jedesmal einer Flotte von 150 Schiffen bedürfen. Diese Flotte, die aus der ganzen Welt Tag für Tag in dieser Durchschnittsziffer mit dem Ziele des britischen Inselreiches die Meere durchkreuzt, bedarf zu ihrem ständigen Schutze einer Anzahl von Kriegsschiffen, wie sie, trotz der gewaltigen englischen Seemacht, bisher nicht vorhanden ist. Dadurch entsteht für den Kriegsfall die für England unerträgliche Situation, daß der Ueberseeverkehr die üblichen Handelswege verlassen und umgeleitet werden muß, eine Gefahr, die für die Versorgung der britischen Bevölkerung mit Lebensmitteln von unabsehbarer Bedeutung werden müßte. Es würden sich einmal Verzögerungen der Zufuhr, ferner Verstopfungen und Ueberlastungen der Seehäfen ergeben, die praktisch einer völligen Zerstörung des regelmäßigen Versorgungsprogramms der britischen Inseln gleichkommen und damit eine außerordentliche Gefahr für das auf diese ständigen Zufuhren angewiesene Land herbeiführen würden. Der Verfasser schreibt wörtlich:

„Der weitgehende Mangel an Kreuzern hat uns eine Aufgabe gestellt, die nur auf eine einzige Weise zu beantworten ist, nämlich damit, daß unsere Handelsdampfer im Kriege die in Friedenszeiten benutzten Schiffahrtsrouten verlassen und, um die Begegnung mit feindlichen Seestreitkräften zu vermeiden, außerhalb der üblichen Routen liegende Seewege benutzen müssen. Dieses System des Ausweichens hat aber schwerwiegende Nachteile; die Fahrtdauer wird verlängert, der Brennstoffverbrauch wird vergrößert, und die Ansetzung der Handelsschiffe auf richtige Kurse wird unmöglich gemacht. An den Brennpunkten des Verkehrs aber genügt nicht das System des Ausweichens, sondern hier ist außerdem ein Geleitschutz von ausreichender Stärke unumgänglich; es genügt nicht, die üblichen Schiffahrtsrouten zu umgehen und den Schiffsverkehr zu „zerstreuen"; auf diese Weise kann zwar auf eine beträchtliche Zahl von Kriegsschiffen verzichtet werden, damit ist aber eine wirkliche Lösung des fraglichen Problems noch nicht erzielt. Diese Lösung liegt allein in wirksamen militärischen Maßnahmen. Die zum Schutze der Brennpunkte des Seeverkehrs bereitzustellenden Streitkräfte müssen so stark sein, daß sie jeder der im Bereiche der Möglichkeit liegenden Zusammenziehung feindlicher Seestreitkräfte unter allen Umständen gewachsen sind. Ist der Feind an solchen Verkehrsbrennpunkten der eigenen Flotte überlegen, so legt er nicht nur einen, sondern zur gleichen Zeit mehrere Handelswege lahm."

Studiert man eine Karte des englischen Ueberseeverkehrs, so zeichnen sich außerhalb der nächsten Umgebung des Inselreiches selbst, deutlich erkennbar, sieben zentrale Brennpunkte des britischen Welthandels ab: die Cap Verdischen Inseln, Pernambuco, Gibraltar, das Kap der guten Hoffnung, der Golf von Aden, Kap Galle auf Süd-Ceylon und Singapore. Wäre England in der Lage, das zu tun, was seine Bedürfnisse als Maximum erfordern, so müßte es jeden dieser Brennpunkte durch eigens für ihn zur Verfügung stehende starke Streitkräfte sichern; dies Verfahren würde den englischen Handel gegen jeden feindlichen Zugriff sichern. In Ansehung der praktischen Verhältnisse ließe sich aber ein Verzicht auf einen Teil der sonst nötigen Streitkräfte dadurch ermöglichen, daß der Angriff auf den britischen Handel im Indischen Ozean ein für allemal unmöglich gemacht wird. Die dauernde Stationierung starker Teile der englischen Flotte am Kap der guten Hoffnung, in Singapore und nahe bei Melbourne würde den Indischen Ozean für feindliche Seestreitkräfte abriegeln und damit besondere Schutzmaßnahmen im Golf von Aden und vor Kap Galle unnötig machen. Eine starke Seemacht in den britischen Heimatgewässern zum Schutze des dem Inselreich zusteuernden Schiffsverkehrs ist natürlich sowieso nötig. Eine starke Flottenmacht in Gibraltar hat den Verkehr im Mittelmeer sowie in dieser Zone des Altantischen Ozeans zu sichern. Weitere starke Streitkräfte müßten in der Nähe von Gambia den Verkehr um den Brennpunkt der Cap Verdischen Inseln schützen und mit einem auf Westindien oder Britisch-Guyana gestützten vorgeschobenen Geschwader den Brennpunkt von Pernambuco decken.

In diesem Zusammenhange zieht der Verfasser die die Einleitung des vorliegenden Berichtes bildenden Schlüsse hinsichtlich der Notwendigkeit von eigentlich sechs Flotten, deren Aufgabenkreis aber vorläufig immerhin von drei Flotten wahrgenommen werden könnte. Er fährt dann fort:

„Unsere gegenwärtige Heimatflotte kann einen großen Bereich unserer westlichen Grenzen und Schiffahrtswege decken. Das Gleiche gilt für unsere Mittelmeerflotte. Anders ist es mit den Ostgebieten des Reiches. Sie sind großen Gefahren ausgesetzt. Treten internationale Spannungen ein und gar Feindseligkeiten, so sind sie für die Dauer von drei Wochen ohne jeden Schutz, denn so lange benötigt die britische Mittelmeerflotte zur Fahrt in den Fernen Osten. Drei Wochen aber würden — nach der Meinung des Verfassers — völlig ausreichen, um dem Handel und dem Ansehen des Großbritannischen Weltreiches im Fernen Osten den Todesstoß zu versetzen. Aus diesem Grunde müßte England mindestens jene dritte starke Flotte zur Verfügung haben, die in Singapore ihren festen Stützpunkt zu erhalten hätte. Besitzt England diese drei gut ausgerüsteten Flotten und dazu eine ausreichende Anzahl selbständig operierender Kreuzer zur Verwendung nach Bedarf auf allen wichtigen Handelsstraßen zur See zwischen den englischen Dominions und dem Mutterlande, so würde damit endlich von neuem dasjenige Bewußtsein von Sicherheit im englischen Volke entstehen, das ihm gegenwärtig fehlt, und dessen Fehlen eine bedeutende Verminderung des englischen Machtbewußtseins und damit der englischen Macht in Wirklichkeit bedeutet. Hätte England wenigstens statt der sechs notwendigen jene drei starken, auf sich selbst gestellten Flotten, dann würde das Wort Englands in der Welt wieder etwas gelten."

Eine objektive Betrachtung dieser Thesen wird ihre Richtigkeit und Logik kaum bestreiten können. Die englischen Verantwortlichen und die englische Fachwelt denken ganz so, wie die Vertreter der größten Seemacht in dieser Zeit denken müssen. Wie wäre es, wenn sie endlich auch dem deutschen Volke erlauben würden, wenigstens im gegebenen Abstande auf die gleiche Weise für seine Sicherheit besorgt zu sein?..

Die französische Antwort auf die Vorschläge Mussolinis.

Die Vorbedingung für Lavals Romreise.

DNB Paris, 29. Dez.

Außenminister Laval hat dem französischen Botschafter in Rom am Freitagabend die französische Antwort auf die Vorschläge Mussolinis übermittelt. Sie besteht aus zwei Hauptpunkten, die die stets gutunterrichteten Außenpolitikern des „Oevre" folgendermaßen zusammenfaßt:

1. Ein Garantieabkommen über die Unabhängigkeit Oesterreichs. Dieses Abkommen solle in den nächsten Tagen in Rom von Italien, Südslawien und der Tschechoslowakei unterzeichnet werden. Es solle Frankreich, Rumänien, England, Ungarn und Deutschland zum Beitritt offenstehen;

2. Die unterzeichneten Mächte garantieren sich gegenseitig ihre Grenzen.

Wenn diese Ausführungen zutreffen, so bedeutet das, daß die französische Regierung nach wie vor darauf bestehe, die Mächte der Kleinen Entente als ein politisches Staatengebilde zu betrachten, und die Kleine Entente als solche an dem französischen Abkommen teilnehmen lassen will. Benesch und Titulescu sollen nach den Blättern bereits fernmündlich ihre Zustimmung gegeben haben. Die Zusage Jeftitsch' sei nicht zweifelhaft. Auch die englische Regierung stehe diesem Plane wohlwollend gegenüber. Die Frage sei nur, ob die italienische Regierung sich angesichts ihres Abkommens mit Ungarn, das sicher auch einen vorläufig noch nicht bekannten politischen Teil enthalte, bereit erklären könne, die französischen Vorschläge anzunehmen. Im Falle einer Ablehnung werde die französische Regierung von der vorläufigen Fortsetzung der Verhandlungen absehen, da sie der Ansicht sei, daß dann für eine gewisse Zeit sämtliche Möglichkeiten neuer Vorschläge erschöpft seien.

Pertinax vom „Echo de Paris" scheint weniger gut unterrichtet zu sein, wenn er bei der Anführung der beiden Hauptpunkte der französischen Vorschläge Rumänien ausläßt. Denn gerade die Beteiligung der Kleinen Entente als politischer Staatenbund war einer der Hauptpunkte, an dem Frankreich unbedingt festhält. Man rechnet in hiesigen politischen Kreisen damit, daß der französische Botschafter in Rom noch heute Gelegenheit haben werde, dem Duce die neuen Vorschläge zu unterbreiten, und daß die Antwort möglicherweise noch heute oder spätestens am Sonntag in Paris vorliegt. Im günstigsten Fall würde Laval dann seine Reise am 2 Januar antreten.

Die römischen Berichterstatter der großen französischen Blätter erklären, daß man an amtlichen italienischen Stellen nichts von einer Begegnung Sir John Simons mit dem Duce wisse. — Ein Sonderberichterstatter des „Matin" hatte Gelegenheit, Sir John Simon in Cannes zu sprechen und ihn um eine Stellungnahme zu diesen Gerüchten zu bitten. Sir John Simon erwiderte, daß er auf Urlaub sei und sich demnächst nach Monte Carlo begeben werde. Der Frage einer möglichen Zusammenkunft mit Mussolini wich er aus, ohne sie aber in Abrede zu stellen. — Die beiden Mitarbeiter des englischen Außenministers im Foreign Office sind am Freitag in Cannes eingetroffen.

Die Besatzung der „Karlsruhe" in Rio de Janeiro.



Die Besatzung des deutschen Kreuzers „Karlsruhe", der sich bekanntlich auf einer großen Auslandsreise befindet, fand in der brasilianischen Hauptstadt Rio de Janeiro einen begeisterten Empfang durch die Bevölkerung. Der Kriegsminister und der Marineminister Brasiliens waren selbst bei der Ankunft des deutschen Kreuzers erschienen und begrüßten gemeinsam mit dem deutschen Gesandten Schmidt-Elskop die deutschen Gäste. Der Kommandant der „Karlsruhe", Kapitän z. S. Lütjens, legte, wie unser Bild Bild zeigt, am Denkmal des brasilianischen Nationalhelden Barroso einen Kranz nieder.

Die Neujahrsparole des Reichsnährstandes.

Die Erzeugungsschlacht muß ein Sieg werden.

Von

Dr. F. Lorz,

Stabsleiter D im Stabsamt des Reichsbauernführers.

Noch niemals ist die deutsche Bauernschaft so geeint und so entschlossen in ein neues Jahr gezogen, wie am 1. Januar 1935. Die Organisation des Reichsnährstandes, die als erste berufsständische Organisation bis ins kleinste Dorf hinein die deutsche Landwirtschaft erfaßt hat und produktiv arbeitet, empfing auf dem zweiten Reichsbauerntag in Goslar von Reichsernährungsminister Walther Darré die Parole für das neue Jahr. Sie heißt: „Erzeugungsschlacht". In diesem Wort ist alles einbegriffen, was der Reichsnährstand im nächsten Jahr zu leisten gedenkt. Ein weitausschauender Plan, der den letzten Einsatz der Kräfte aller deutschen Bauern verlangt.

Die Landwirtschaft muß der deutschen Industrie helfen, Devisenbeträge einzusparen. Sie erreicht dies durch Steigerung ihrer Erträge und ermöglicht dadurch der Industrie, die industriellen Rohstoffe mehr einzuführen, die wir niemals in Deutschland selbst erzeugen können. Aber auch schon im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen ist diese Hilfestellung, die die Landwirtschaft der Industrie dadurch leistet, eine unerläßliche Voraussetzung. Die Landwirtschaft kann, obwohl sie nur einmal im Jahre erntet, viel leichter durch Steigerung ihrer Erträge Rohstoffe einsparen als die Industrie es jemals vermag.

Die Durchführung der großen Neujahrsparole der landwirtschaftlichen Erzeugungsschlacht liegt in den Händen sämtlicher Gliederungen des Reichsnährstandes. Im Zeitraum von 14 Tagen werden jeweils unter der Leitung der Ortsbauernführer und der Sachbearbeiter des Reichsnährstandes Aussprachabende mit allen Bauern in den einzelnen Dörfern durchgeführt. Immer wieder wird dem Bauern die Parole in Form der zehn Gebote für die Erzeugungsschlacht eingehämmert werden. Jeder einzelne Erbhofbesitzer muß die nationalpolitische Bedeutung und die betriebswirtschaftliche Notwendigkeit dieser Aktion eingeimpft erhalten, damit dann langsam auch alle übrigen Volkskreise davon erfaßt werden.

Am meisten interessieren dabei die technischen Gebiete, die in dieser landwirtschaftlichen Propagandawelle erfaßt werden. Zwei große Teilgebiete sind da zu unterscheiden. Auf der einen Seite erstrecken sich die Wirtschaftsmaßnahmen auf eine bessere Bearbeitung der Flächen und des Viehes, um höhere Erträge herauszuholen. Man versteht darunter eine wesentlich stärkere Verbesserung der bisher vielfach noch unzulänglichen Bodenbearbeitungsmethoden. Nur die mit den modernsten Hilfsmitteln durchgeführte gute Behandlung des Bodens schafft die Grundlage für eine entsprechende Ertragssteigerung von pflanzlichen Erzeugnissen. Hinzu kommt die bessere Behandlung des wirtschaftseigenen Stallmistes und die genau ausgewogene und auf der Bodenzusammensetzung beruhende Kunstdüngerverwendung. Nur gutes, restlos auf Leistung durchgezüchtetes Saatgut wird Höchsterträge liefern können. Deshalb wird dieser Frage noch besonderes Augenmerk zugewendet. Der Fleischverbrauch in Deutschland ist im Steigen. Deshalb muß die Deckung des Eigenbedarfes nach Möglichkeit sichergestellt sein. Aus diesem Grunde ist der Leistungszucht bei der Rindvieh- und Schweinehaltung mehr Geltung zu verschaffen als bisher. Devisen für die Einfuhr von hochwertigen Kraftfuttermitteln, die zum großen Teil aus dem Ausland bezogen werden mußten, sind kaum vorhanden, so daß in erster Linie die Steigerung der Roherträge für sämtliche Futterpflanzen, wie Grünland, Klee und Zwischenfruchtenbau — parallel dazu läuft die Förderung des Silobehälterbaues für diese Futterpflanzen (Vermeidung von Nährstoffverlusten) —, nötig wird. Gerade der letzte Punkt verdient besondere Aufmerksamkeit, da mit der Steigerung der Futterbasis auch die Milchleistung und damit die Fettversorgung des deutschen Volkes erhöht wird. Letztere ist besonders nötig, weil wir auf dem Butter- und Fettmarkt zur Deckung unseres vollen Bedarfs immer noch aus dem Ausland einführen mußten. Die mengenmäßige Steigerung des Kartoffelanbaues für Zwecke der Schweinemast ist deshalb notwendig, weil Getreide als menschliches Nahrungsmittel für die Zukunft auf diesem Gebiet keine Verwendung mehr finden kann, denn sonst müßten wir ja auf der anderen Seite wieder Getreide einführen.

Das zweite große Teilgebiet umfaßt Früchte bezw. die Vieharten, bei denen durch eine rein züchterische oder bearbeitungsmäßige Steigerung wohl noch mehr an Mengenerträgen herausgeholt werden kann, die aber nicht ausreichen, um auch nur einigermaßen den ganzen Inlandbedarf zu decken. Hier muß also eine Ausdehnung der Anbauflächen erfolgen. Das ist in erster Linie möglich durch verstärkten Einsatz von Arbeitskräften für Meliorationen und Kultivierung

von Oedländereien, parallel dazu läuft dann vor allem die Vermehrung des Anbaues von Hanf und Flachs, die als Gespinstpflanzen wiederum Verwendung in der Textil-Industrie finden werden.

Gerade dieses zweite große Teilgebiet produziert fast nur industrielle Rohstoffe. Auch der Anbau von ölhaltigen Futterpflanzen wie Raps, Rübsen, Leinsaat etc. muß da beachtet werden. Die deutsche Wollerzeugung ist viel zu niedrig. Die bei uns vorhandenen 3,5 Millionen Schafe decken nur 10 Prozent des deutschen Wollbedarfes. Wenn also nicht eine wesentliche Vermehrung des gesamten Schafbestandes eintritt, wird es uns schwerlich gelingen, in absehbarer Zeit vollkommen unabhängig vom Ausland zu werden. Hier liegt aber gerade ein Gebiet vor, das noch ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten entwickeln kann, wenn der deutsche Bauer selbst seine nationalpolitische Aufgabe im neuen Jahr richtig erfaßt.

Die eben erwähnten Teilgebiete erhalten also in der Erzeugungsschlacht eine Bedeutung, die letzten Endes auch der deutschen verarbeitenden Textilindustrie die Notwendigkeit all dieser Maßnahmen vor Augen führt und dadurch beweist, wie Industrie und Landwirtschaft fest zusammenstehen müssen.

Bei der Versorgung des deutschen Marktes mit Eiern liegen die Verhältnisse ganz ähnlich wie bei der deutschen Wollerzeugung. Auch hier wird nur ein relativ kleiner Prozentsatz der Eier von inländischen Hühnern erzeugt. Hier muß also auch eine entsprechende Vermehrung der Hühneranzahl und eine Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit erreicht werden. Alles, was unter dem Sammelbegriff Kleintiere zusammengefaßt wird: Geflügel, Kaninchen, Pelztiere, Bienen, Seidenraupen, muß ganz anders beachtet und gepflegt werden, als es bisher der Fall war. Ihre Betreuung liegt ja wohl vorwiegend in den Händen von Kleinbauern, Siedlern und Schrebergartenbesitzern, die vielleicht mehr nebenberuflich diesen Wirtschaftszweig bearbeiten und dadurch trotzdem einen überaus wertvollen Beitrag zur Ersparnis ausländischer Einfuhren leisten. Auch hier schließt sich also wieder der Kreis und die Verbundenheit von Bauer und Arbeiter.

14 Broschüren in einer Auflage von vielen Millionen werden die eben angeführten Teilgebiete behandeln und überall als Schulungsmaterial an sämtliche Orts-, Bezirks- und Kreisbauernführer und alle Mitarbeiter des Reichsnährstandes herausgegeben werden. Bis zum März dieses Jahres 1935 wird der Reichsnährstand in Zusammenarbeit mit den Parteidienststellen immer wieder jedem deutschen Bauern seine nationale Pflicht zur Ertragssteigerung des Bodens und des Viehbestandes einhämmern. Der Bauer wird in selbstbewußter, nationalsozialistischer Disziplin diesem Ruf Folge leisten und damit das Opfer, das ihm der deutsche Arbeiter durch die Stabilisierung des Lohnniveaus gebracht hat, wettmachen. Er wird es dadurch tun, daß er durch Steigerung seiner eigenen Erträgnisse und durch die Stabilisierung seiner Preise unter Vermeidung jeder Preissteigerung die Ernährung des deutschen Volkes sicherstellt.

1,5 Millionen Mitglieder der NS-Kulturgemeinde.

Ndz **Berlin,** 29. Dezember.

Die NS-Kulturgemeinde, die Mitte 1934 aus dem Kampfbund für Deutsche Kultur und der Deutschen Bühne e. V. gebildet wurde, zieht zur Jahreswende eine Bilanz der ersten sieben Monate ihrer Kulturarbeit. Die Mitgliederzahl der NS-Kulturgemeinde hat heute bereits 1,5 Millionen überschritten. Das bedeutet eine fast 100prozentige Erhöhung der regelmäßigen Teilnahme an künstlerischen Darbietungen überhaupt. Die NS-Kulturgemeinde beschränkt sich in ihrer Arbeit zur Wiederbelebung des deutschen Theaters nicht auf die Orte mit eigenen Theater-Instituten, sondern schafft auch den 24 deutschen Wanderbühnen mit jährlich 5000 vollbesetzten Aufführungen Arbeit und Brot. Durch diese Wanderbühnen wird ein Bevölkerungsgebiet von rund 40 Millionen Menschen ständig in Verbindung mit deutscher Dichtung und Kunst gehalten. Auf dem Gebiet der Musik hat die NS-Kulturgemeinde die Hörerschaft für 3000 Konzerte gestellt. Besonders die gute deutsche Oper wird mit Aufführungen in 200 Städten ohne eigene Oper und im deutschen Grenzland gepflegt. Daneben erfüllt die NS-Kulturgemeinde wichtige Aufgaben auf dem Gebiete der Pflege der bildenden Kunst und des Kunsthandwerks. Um eine einheitliche Kulturarbeit im ganzen Volke zu sichern, sind in den letzten Wochen von der NS-Kulturgemeinde mit zahlreichen Organisationen des Staates und der Bewegung Vereinbarungen getroffen worden, zu denen jetzt noch weitere Abkommen mit dem Kyffhäuserbund, dem Bund Deutscher Technik, den NS-Deutschen Studentenbund und der Deutschen Fachschulschaft getreten sind.

Am 1. April Entlassungs-Generalprobe im Arbeitsdienst.

Ndz **Berlin,** 29. Dezember.

Der Beauftragte des Reichsarbeitsführers für den „Arbeitsdank", Oberarbeitsführer von Herzberg, weist laut Ndz, in einer seiner Betrachtung zur Jahreswende darauf hin, daß am 1. April 1935 die ersten größeren Entlassungen aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst erfolgen werden und daß dieser Termin hinsichtlich der Eingliederung der Arbeitsmänner in die Berufe durch starke Mitarbeit des Arbeitsdank eine Art Generalprobe für die ganz großen Entlassungen sei, die zum 1. Oktober erfolgen würden. Alle mit dieser Massenbewegung verbundenen Berufshilfemaßnahmen, zu denen auch Schulung und Umschulung gehörten, müßten von langer Hand mit größter Umsicht und vor allem getragen von tiefstem Verantwortungsgefühl vorbereitet werden. In Bezug auf die Landwirtschaftliche Berufshilfe würden in jedem Gau in Verbindung mit dem Organ der Landwirtschaft geeignete Stützpunkte zu errichten sein. Hinsichtlich der Traditionspflege im Arbeitsdank bestehe lediglich das Interesse des „Arbeitsdank", daß aus seinen Reihen einmal die besten SA-Männer, die besten Amtswalter, kurz die besten Nationalsozialisten heranwachsen.

Der neue Geschäftsführer der DAF.



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley hat den Amtsleiter Karl Müller zum Geschäftsführer der Deutschen Arbeitsfront ernannt.

Die englische Kanalküste, wo 250 000 Tonnen Gestein ins Meer stürzten.



Bei St. Margaret zwischen Dover und Deal stürzten 250 000 Tonnen Kalkstein von der Steilküste ins Meer und rissen ein Loch von etwa 45 Meter Breite. Dieses seltene Bild wurde von der Nähe des Leuchtturms bei Cap Gris Nez auf der französischen Seite mittels der infraroten Strahlenphotographie aufgenommen und zeigt — wohl zum erstenmal — klar und scharf die englische und französische Kanalküste. In der Mitte des Bildes auf der englischen Seite befindet sich die Bucht von St. Margaret, wo die Gesteinsturzkatastrophe stattfand.

Helgolands wiederhergestelltes Einfuhrsteuerrecht.

Berlin, 29. Dezember.

In der jetzt veröffentlichten Begründung zu dem Gesetz über die Einfuhrsteuer der Gemeinde Helgoland wird darauf hingewiesen, daß in Helgoland bis 1928 Gemeindezölle bei der Einfuhr von Bier, Wein, Schaumwein, Sprit und Spirituosen erhoben worden seien. Der Fortfall der Gemeindezölle habe für Helgoland einen erheblichen Einnahmeausfall bedingt; 1924 bis 1927 hätten die Zölle durchschnittlich 93 000 Rm. erbracht. Der Fortfall dieser Einnahmen treffe die Gemeinde Helgoland umso schwerer, als die Bodenbeschaffenheit der Insel und die Aufgaben als Seebad erhebliche Aufwendungen für die Erhaltung der Dünen und den Ausbau des Uferschutzwerkes auf dem Unterland erforderten. Die weitere Durchführung dieser Aufgaben sei auch deshalb erwünscht, weil sie Arbeitsgelegenheit für zahlreiche Personen bieten. Durch das Gesetz werde die Eigenschaft der Gemeinde Helgoland als Zollausschlußgebiet nicht berührt. Aus dem Wortlaut des Gesetzes ergab sich übrigens, daß Helgoland berechtigt sein wird, nicht nur, wie bis 1928, auf die eingangs aufgezählten Waren, sondern außerdem auch auf Tabakerzeugnisse mit Ausnahme von Kau- und Schnupftabak eine Einfuhrsteuer zu erheben; hierfür sind folgende Höchstsätze im Gesetz vorgeschrieben: Zigaretten 1 Pfg. je Stück, Zigarren 2 Pfg. je Stück, Rauchtabak 5 Pfg. für jede angefangenen 50 Gramm. Bei den übrigen Waren dürfen die Sätze vom 1. Januar 1928 nicht überschritten werden. Diese Sätze betragen z. B. für eine Flasche gewöhnliches Bier 0,05 RM., eine Flasche Porter 0,15 RM., eine Flasche Sekt 1 RM., Trinkbranntweinerzeugnisse je nach dem Weingeistgehalt 0,70—1,60 RM. je Liter.

Die konfessionelle Gliederung der Bevölkerung Berlins.

Berlin, 29. Dezember.

Von der durch die Volkszählung vom 16. Juni d. J. ermittelten Wohnbevölkerung Berlins von 4 242 501 Köpfen gehörten 2 969 663 den evangelischen Landeskirchen an, während die Zahl sämtlicher Evangelischen, d. h. der Mitglieder der evangelischen Landeskirchen zuzüglich der Alt-Lutheraner, der Altreformierten, Herrnhuter und Angehörigen sonstiger evangelischen Religionsgesellschaften, 3 014 317 oder 71 v. H. der Einwohnerschaft betragen hatte.

An zweiter Stelle, wenn auch in weitem Abstand, erscheint zum ersten Male die Gruppe der Gemeinschaftslosen, d. h. derjenigen, die weder einer Kirche oder sonstigen Religionsgemeinschaft angehörten noch sich als Angehörige einer wie immer gearteten Weltanschauungsgemeinschaft bezeichnet hatten. Die Zahl dieser, früher wohl meist als Dissidenten bezeichneten Personen betrug 603 150 oder 14,2 v. H., während die sonst regelmäßig den zweiten Platz einnehmende katholische Kirche mit 441 135 Angehörigen oder 10,4 v. H. der Bevölkerung erst an dritter Stelle erscheint. Dann folgen mit 160364 Angehörigen oder 3,8 v. H. die Israeliten, während von den vier übrigen Konfessionsgruppen orthodoxe und andere morgenländische Christen, Altkatholiken und verwandte Christen, Angehörige nichtchristlicher Religionsgesellschaften (ausschl. der Israeliten) und Angehörige lediglich von Weltanschauungsgemeinschaften, ohne Angabe keine auch nur 1 v. H. erreicht.

Von nicht geringerem Interesse als der für den 16. Juni 1933 ermittelte Stand der Berliner Bevölkerung nach konfessionellen Gruppen ist deren Entwicklung seit der Volkszählung vom 16. Juni 1925. Faßt man bei einem Vergleich der für beide Termine erhaltenen Konfessionszahlen Orthodoxe und andere morgenländische Christen sowie Altkatholiken und verwandte Christen zu einer Gruppe „andere Christen" und außerdem Gemeinschaftslose und Mitglieder nichtchristlicher Religionsgesellschaften (außer Israeliten) sowie die Angehörigen lediglich von Weltanschauungsgemeinschaften zu einer Gruppe „Sonstige" zusammen, so haben gegen den 16. Juni 1925 in Hunderstteilen abgenommen: die evangelischen Christen um 2,3, die Israeliten um 7,0 und die — absolut schwach vertretenen — anderen Christen um 30,5. Dagegen ist für die Angehörigen der katholischen Kirche eine Zunahme um 9,2 v. H. zu verzeichnen und für die „Sonstigen", die in der Hauptsache sich aus Personen zusammensetzen, die weder einer Kirche noch einer sonstigen Bekenntnisgemeinschaft angehören, eine Zunahme von nicht weniger als 86,8 v. H.

Die Zeugenvernehmung im Memelländer Prozeß.

DNB **Kowno,** 29. Dezember.

Am Freitag wurde im Memelländer-Prozeß die Vernehmung der Angeklagten fortgesetzt. Sie dürfte sich, falls keine unvorhergesehenen Zwischenfälle eintreten, bis zum Beginn der Zeugenvernehmung am 7. Januar hinziehen.

Der neunte Verhandlungstag wurde mit der Vernehmung von fünf weiteren früheren Mitgliedern der Saß-Partei abgeschlossen. Die Angeklagten äußerten sich zu jener noch so verfänglichen Frage des Vorsitzenden und der beiden Staatsanwälte ohne Zögern. Alle bestritten einmütig die Beschuldigung, daß ihre Partei einen bewaffneten Aufstand vorbereitet hätte. Es sei nicht einmal davon gesprochen worden, daß das Memelgebiet von Litauen abgetrennt werden sollte. Die sogenannten Sturmkolonnen, die in der Anklageschrift als Beweis für die „militärische Vorbereitung" eines bewaffneten Aufstandes angeführt wurden, seien lediglich eine Zusammenfassung der Jugend für Dienstleistungen der Partei gewesen und seien nicht Sturmkolonnen, sondern Stammeskreise genannt worden.

Der Führer dieser kurz „SK" genannten Organisation erklärte, daß weder von theoretischen noch praktischen militärischen Uebungen die Rede sein könne. Er selbst habe noch nie eine Waffe in der Hand gehabt, geschweige denn seine viel jüngeren Kameraden. Bei der Befragung dieses Angeklagten durch den Staatsanwalt, ob er nicht anläßlich eines Gratulationsempfanges am Geburtstage seines Führers Saß mit seinen Kameraden in Uniform erschienen sei, antwortete er, der Würde des Tages entsprechend hätte er befohlen, daß man in schwarzer Hose und im Zylinder antrete. Ob dies als Uniform gelten könne, das überlasse er der Beurteilung des Staatsanwalts.

Im allgemeinen verlief dieser Teil der Vernehmung infolge der langwierigen Befragung der Angeklagten über Einzelheiten der Parteitätigkeit und der einzelnen Abteilungen zumeist langweilig. Die Verhandlung wurde auf Sonnabend vertagt.

Iran statt Persien.

DNB **Teheran,** 29. Dezember.

Die Regierung hat eine Verordnung erlassen, daß vom 21. März, — dem persischen Neujahr — ab anstelle der Bezeichnung „Persien" die Bezeichnung „Iran" gebraucht werden soll.

Persisch-afghanischer Grenzzwischenfall.

DNB **Teheran,** 28. Dezember.

Die gesamte persische Presse beschäftigt sich mit einem Vorfall an der persischen Grenze in der Nähe von Sowjet-Turkestan, wo eine etwa 600 Mann starke bewaffnete afghanische Bande, darunter Angehörige des afghanischen Militärs, die persische Grenze überschritten und in etwa 25 Dörfern die größten Verwüstungen angerichtet hat. Die dortigen Einwohner, an Zahl etwa 2000, seien auf grausamste Weise ausgeplündert und über die Grenze nach Afghanistan verschleppt worden. Die Bande habe außerdem eine persische Grenzstation in Pol-Kheschti, die mit 12 Gendarmen besetzt gewesen sei, entwaffnet, drei von ihnen ermordet und die geraubten Waffen nach Afghanistan gebracht. Der Sachschaden allein soll sich auf 5 Millionen Rials belaufen.

Zu diesem Zwischenfall schreibt die Zeitung „Schafagn Sorth": Dieser geradezu barbarische Vorfall hat sich zu einem Zeitpunkt ereignet, wo auf Wunsch beider Länder eine türkische Abordnung bemüht ist, eine Einigung zwischen der persischen und der afghanischen Regierung in der Grenzfrage herbeizuführen und damit die bestehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, ferner zu einer Zeit, wo Afghanistan in den Völkerbund eingetreten ist und sich damit in die Reihe der zivilisierten Völker stellen will. Die Zeitung stellt die Frage, was für Gegenmaßnahmen die persische Regierung zu treffen gedenke. Würde man über den Vorfall einfach hinweggehen, wäre mit einer Wiederholung solcher Ereignisse zu rechnen. Auf eine offizielle Beschwerde bei der afghanischen Regierung werde diese zur Antwort geben: Es handle sich hier um eine Bande, gegen die sie selbst machtlos sei.



Minsichiro Adatschi,

der Präsident des Haager Internationalen Gerichtshofes ist am Freitag, 69 Jahre alt, nach langer Krankheit gestorben. Vor seiner Berufung nach den Haag war Adatschi japanischer Botschafter in Paris.

Schwere Bluttat eines Betrunkenen.

DNB **Oppeln,** 29. Dezember.

Eine schwere Bluttat ereignete sich hier in der Nacht zum Sonnabend. Auf der Falkenbergerstraße wollte der Kriegsinvalide Grötz dem betrunkenen Walter König behilflich sein. König schlug ohne irgendeine Veranlassung mit einem stumpfen Gegenstand auf den Invaliden ein, bis dieser blutüberströmt zusammenbrach. Der auf der anderen Straßenseite wohnende Fleischer Joseph Ledwig bemerkte den Vorfall und eilte dem Grötz zu Hilfe. König zog ein großes feststehendes Messer und stach auf Ledwig ein. Ledwig erhielt u. a. einen Stich ins Herz, der seinen sofortigen Tod zur Folge hatte. Der Kriegsinvalide Grötz hat schwere Schädelverletzungen davongetragen. König wurde verhaftet.

Raubmörder gefaßt.

DNB **München,** 29. Dezember.

Der Raubmord an dem 58jährigen Viehhändler Georg Frei, der in Rottach am Tegernsee am 21. Dezember verübt wurde, hat seine Aufklärung gefunden. Die Täter sind ein im vergangenen Sommer in einer Nachbarvilla beschäftigt gewesener 26jähriger Mann aus München, dessen 24 Jahre alter Bruder und dessen 25jähriger Freund. Nach längerem Leugnen haben die drei Verhafteten ein umfassendes Geständnis abgelegt. Danach hatten sie am 20. Dezember vereinbart, mit dem Rade nach Rottach zu fahren, den Viehhändler in seinem Hause zu überfallen, zu fesseln und zu berauben. Die Knebelung war derart stark, daß dem Frei das künstliche Gebiß in den Schlund gedrückt wurde und er erstickte. Von den geraubten 1300 RM. kleideten sich die Täter neu ein. Ein Rest von etwa 800 RM wurde in der Wohnung des einen Täters versteckt aufgefunden. Die Verbrecher sind verdächtig, vorher schon Einbruchsdiebstähle begangen zu haben.

★

Schweres Verbrechen in der Oberpfalz.

)(**Weiden,** (Oberpfalz), 29. Dez. Unweit von Schwarzenbach in der Nähe von Weiden wurde die Porzellanarbeiterin Anna Heining aus Schwarzenbach ermordet aufgefunden. Das grauenvolle Verbrechen war schon am Abend des zweiten Weihnachtstages ausgeführt worden. Man vermutet einen Lustmord, aber auch ein Raubmord erscheint nicht ausgeschlossen.

Heinz Neumann in Auslieferungshaft.

DNB **Bern,** 29. Dezember.

Der Schweizerische Bundesrat beschäftigte sich am Freitag mit einem Gesuch der Deutschen Reichsregierung um Auslieferung des vor einiger Zeit in Zürich verhafteten Kommunisten Heinz Neumann. Ueber die Angelegenheit wird amtlich u. a. mitgeteilt:

Neumann, der in Zürich eine ihm wegen Paßvergehens auferlegte Freiheitsstrafe verbüßt hat, befindet sich gegenwärtig in Auslieferungshaft. Die Frage, ob er ausgeliefert wird oder nicht, bleibt offen. Erst nach Eintreffen des Auslieferungsbegehrens und der erforderlichen Unterlagen, die eine genaue Schilderung der Straftaten enthalten müssen, kann und wird beschlossen werden, ob der deutsche Auslieferungsantrag begründet ist und ob eine rechtliche Pflicht zur Auslieferung besteht. Der Entscheid wird nach Prüfung aller rechtlichen und staatsrechtlichen Gesichtspunkte getroffen werden.

Wie wir ergänzend erfahren, handelt es sich bei der Anklage des Mordes gegen Heinz Neumann um die Bluttat auf dem Bülowplatz in Berlin, dem die Polizeioffiziere Anlauf und Lenck zum Opfer fielen. Einige der Täter sind bereits abgeurteilt, doch betrachtet man die früheren kommunistischen Reichstagsabgeordneten Heinz Neumann und den ebenfalls flüchtigen Kippenberger als die eigentlichen Drahtzieher an diesem niederträchtigen Mord.

Riesiger Hypothekenschwindel in Holland.

DNB **Haag,** 29. Dezember.

Die hiesige Polizei hat einen großangelegten Hypothekenbankschwindel, der von einem sogenannten Truß Hypothécaire in Luxemburg ausgeht, aufgedeckt. Diese Gesellschaft hat wiederholt in Holland über den Aufkauf von Hypothekenbanken und anderen Gesellschaften Verhandlungen geführt, ohne das für diese Transaktionen benötigte Kapital zur Verfügung zu haben. Unter dem Verdacht des Betruges wurden im Haag mehrere Vorstandsmitglieder der Luxemburger Unternehmung, ein in Frankreich ansässiger holländischer Staatsangehöriger van Groeneedaals und ein in Paris ansässiger tschechischer Staatsangehöriger Robert Bauer, festgenommen. Der eigentliche Hintermann und Leiter dieser betrügerischen Manipulationen ist der aus Litauen stammende Finanzmann Salomon Liebermann, der sich bereits vor Jahren in Holland wegen unlauterer finanzieller Machenschaften strafrechtlich zu verantworten hatte und seitdem in Paris wohnt.

Neues Festland am Südpol entdeckt.

DNB **Klein-Amerika,** 28. Dezember.

Die Geologen der Byrd-Expedition haben ein Stück festen Landes entdeckt, das den Südpol in einer Länge von mehreren hundert Kilometern mit dem Marie-Byrd-Land verbindet. Es liegt westlich von dem fast parallel verlaufenden 145. Längengrad.

★

17 Verletzte beim Brand eines Wohnhauses.

DNB **Warschau,** 29. Dez. Bei dem Brand eines Wohnhauses in Plock wurde den Bewohnern des ersten Stockwerkes die Möglichkeit zur Flucht genommen, da das Treppenhaus in Flammen stand. Fünf Personen versuchten, sich durch einen Sprung aus dem Fenster zu retten und erlitten dabei durchweg schwere Verletzungen. Nach Eintreffen der Feuerwehr konnten die übrigen Gefährdeten gerettet werden. Zwölf von ihnen hatten bereits sehr schwere Brandwunden erlitten.

Lastkraftwagen fährt in Schützenkolonne.

DNB **Paris,** 29. Dez. Ein folgenschwerer Unfall ereignete sich während einer Nachtübung einer algerischen Schützenkompagnie in der Nähe von Chatellerault. Ein Lastkraftwagen, dessen Führer die Kolonne nicht bemerkt hatte, fuhr in voller Fahrt in sie hinein und verletzte vier Soldaten so schwer, daß sie lebensgefährlich verletzt ins Krankenhaus gebracht werden mußten.

Neues in Kürze.

Der Führer des Rettungsbootes der „Newyork", Erster Offizier Wiesen, wurde am ersten Weihnachtstag in seiner Heimatstadt Uelzen von der gesamten Bevölkerung herzlich begrüßt. Wiesen fuhr gestern nach Newyork, der Patenstadt seines Schiffes, wo seine Anwesenheit gewünscht wird.

Das deutsch-chilenische Wirtschaftsabkommen ist am 26. Dezember unterzeichnet worden. Angesichts der herzlichen Beziehungen kann angenommen werden, daß das Abkommen eine gute Grundlage für die zukünftige Entwicklung und den Ausbau der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern ist

Aus Westdeutschland.

Falschmünzer in Witten festgenommen.

DNB **Witten**, 28. Dezember.

Wegen Münzverbrechens wurden zwei etwa 30jährige Männer aus Witten festgenommen, die falsche Fünfmarkstücke hergestellt und in den Verkehr gebracht hatten. Sie leugnen zwar die Tat, sind aber durch das Ergebnis der angestellten Ermittlungen als überführt anzusehen. Das Amtsgericht hat gegen beide Haftbefehl erlassen. Die von ihnen hergestellten Falschstücke kennzeichnen sich durch bläulichen Glanz, schlecht ausgeführte Randriefelung und einen quer über beide Seiten verlaufenden eingedrückten bräunlichen Streifen. Sie tragen das Kennzeichen A und die Herstellungszahl 1932. Vier Falschstücke konnten bisher beschlagnahmt werden.

Jubiläum der „Westfälischen Zeitung" Bielefeld.

× **Bielefeld**, 29 Dezember.

Die „Westfälische Zeitung" in Bielefeld beginnt mit dem 2. Januar 1935 ihren 125. Jahrgang. Der eigentliche Gründungstag der Westfälischen Zeitung ist der 6. April 1811. Seit ihrem Bestehen wird die „Westfälische Zeitung" in der Buchdruckerei von J. D. Küster Nachf. gedruckt, deren Anfänge bis zum Jahre 1661 zurückreichen. Zu dem Verlagsunternehmen der Firma J. D. Küster Nachf. gehört auch die im 5. Jahrgang erscheinende „Gütersloher Zeitung".

Durch eine verirrte Kugel schwer verletzt.

× **Gelsenkirchen**, 29. Dezember.

Am Freitag wurde ein Anwohner der Küppersbuschstraße, der mit seinem 11jährigen Sohn die Essenerstraße passierte, gegenüber der Dollwegstraße von einer anscheinend verirrten Kugel, die in einem der nahe gelegenen Gärten abgeschossen sein muß, in die rechte Halsseite getroffen und schwer verletzt. Zeugen des Unfalls wollen beobachtet haben, daß sich in den Gärten ein etwa 15 Jahre alter Junge mit grauer Strickjacke und blauer Mütze aufhielt und Spatzen geschossen hat. Nach dem Vorfall hat er die Flucht ergriffen und ist durch das Gebüsch am Kußweg seinen Verfolgern unerkannt entkommen. Der Verletzte mußte ins Krankenhaus eingeliefert werden. Trotz der gefährlichen Verwundung befindet er sich verhältnismäßig wohl auf, sodaß keine Lebensgefahr besteht. Bei dem Geschoß handelt es sich um eine 6 mm Flobertkugel. Sachdienliche Angaben zur Ermittlung des Schützen erbittet die Gelsenkirchener Polizei.

Die große Deutsche Rassengeflügelausstellung

— **Essen**, 29. Dezember.

Vom 4. bis 7. Januar 1935 findet in den Essener Ausstellungshallen die große „Deutsche Rassengeflügelausstellung 1935" statt, die der Reichsverband deutscher Kleintierzüchter, Reichsfachgruppe Ausstellungsgeflügelzüchter, veranstaltet. Die Schau, die weit über das Ruhrgebiet hinaus Bedeutung hat, ist die größte Veranstaltung auf dem Gebiete des Geflügelausstellungswesens überhaupt. Nach den Anmeldungen, die bis jetzt vorliegen, werden mindestens 18000 Tiere ausgestellt werden, und es hat kaum eine Ausstellung gegeben, auf der so viele Tiere zur Ausstellung gekommen sind. Großes Interesse zeigt auch das Ausland, insbesondere Holland, Belgien und Italien, Länder, die gleichfalls auf dem Gebiete der Geflügelzucht bedeutsame Leistungen erzielt haben. Aus Holland werden Geflügelzüchtervereine geschlossen zur Besichtigung der Ausstellung nach Essen kommen.

Autobanditen treiben ihr Unwesen.

× **Duisburg-Hamborn**, 29. Dezember.

Die Stadt Duisburg-Hamborn wird seit einigen Wochen von einer Autodiebesbande heimgesucht, ohne daß es bisher gelang, der Burschen habhaft zu werden. In den letzten Tagen wurden allein in der Innenstadt drei Kraftwagen entwendet und zwar eine Opellimousine IY 82291, ein Opel-Kraftwagen IY 48585 und ein weiterer Personenkraftwagen mit dem Kennzeichen IY 45627. In einem anderen Falle wurde ein Auto auf einer Wiese an der Ackerfähre herrenlos aufgefunden, wo es wahrscheinlich von den Autobanditen stehen gelassen worden war. Es kann nicht genug davor gewarnt werden, die Autos genügend zu sichern und zu beaufsichtigen. Aeußerst rücksichtslos gehen die Banditen zu Werke. Wo es ihnen nicht sofort gelingt, die Tür zu öffnen, schlagen sie einfach das Verdeck ein, um so in den Besitz der Autos zu kommen.

Steuersteckbrief und Vermögensbeschlagnahme.

DNB **Köln**, 29. Dezember.

Gegen den Kaufmann Danny Katz, geb. am 7. 9. 1880 zu Köln, zuletzt wohnhaft in Köln-Braunsfeld, Friedrich Schmidt-Straße 8, zurzeit wohnhaft in Holland, ist seitens des Finanzamtes Köln ein Steuersteckbrief erlassen worden. Der Steuerpflichtige schuldet dem Reich eine Reichsfluchtsteuer von 116041 RM., die am 20. Mai 1933 fällig gewesen ist, nebst einem Zuschlag von 5 v. H. für jeden auf den Zeitpunkt der Fälligkeit folgenden angefangenen halben Monat.

Es ergeht hiermit die Aufforderung, den obengenannten Steuerpflichtigen, falls er im Inland betroffen wird, vorläufig festzunehmen und ihn gemäß § 11 Abs. 2 der Reichsfluchtsteuer-Vorschriften unverzüglich dem Amtsrichter des Bezirks, in welchem die Festnahme erfolgt, vorzuführen.

Das Fest der unschuldigen Kinder in Köln.

Ein alter christlicher Brauch lebt wieder auf.

— **Köln**, 29. Dezember.

Am Feste der unschuldigen Kinder versammelten sich in der Minoritenkirche in Köln, dem Orte, an dem ein Glasschrein die Gebeine eines dem Bethlehemitischen Kindermorde zum Opfer gefallenen Kindes, über 2000 Jungen und Mädchen Kölns. Die Feier wurde von Generalpräses Msgr. Th. Hürth geleitet, dem die Knechtstedener Patres Platz und Faller zur Seite standen. Pater Platz hielt die kurze Andacht und wies in einer kurzen Ansprache auf die Bedeutung dieser Feierstunde hin, die nun nach Jahrhunderten wieder in Köln ihre Einkehr halte. Den Segen für alle Anwesenden — Eltern und Kinder — erteilte von der Kanzel aus Msgr. Hürth. Im Anschluß daran drängten sich Kinder und Eltern, um den Einzelsegen für die Kleinen zu erhalten.

Seit Jahrhunderten ist dieser Schrein mit den Gebeinen eines der unschuldigen Kinder am 28. Dezember Ziel vieler Gläubigen gewesen. Vor Jahrhunderten fand sich auch hier die katholische Jugend Kölns ein, um von der Hand des Priesters den Segen zu empfangen. Es liegt im Zuge der religiösen Erneuerung unserer Zeit, alte Bräuche wieder aufleben zu lassen.

Zwei Grenzlandkundgebungen.

Rwd **Koblenz**, 28. Dezember.

Die Pressestelle des Gaues Koblenz-Trier der NSDAP teilt mit: Am 6. Januar 1935 findet in Trier eine Grenzlandkundgebung statt, auf der Reichsinnenminister Dr. Frick sprechen wird. Eine weitere Grenzlandkundgebung findet seitens der Frauenschaft am 8. Januar in Idar-Oberstein statt. Motto dieser Kundgebung ist die Treue der deutschen Frau zum Dritten Reich. Bei der Veranstaltung selbst, die von der Gauamtsleitung der NS-Frauenschaft Koblenz-Trier ausgeht, werden Gauleiter Staatsrat Simon und die Reichsfrauenschaftsführerin Frau Scholz-Klink das Wort zu aktuellen Tagesproblemen ergreifen.

Der Notstand im Landkreis Trier.

:: **Trier**, 28. Dezember.

Der Wirtschaftsraum Trier ist eines der deutschen Grenzlandgebiete, die durch den Gewaltakt von Versailles am meisten gelitten haben. Vor dem Kriege stand dieser Raum in engster wirtschaftlicher Verbindung mit einem weiten, reichen Hinterland, mit Lothringen, dem Saargebiet und dem Großherzogtum Luxemburg, das durch Zollunion mit dem Deutschen Reich verbunden war. In dieser wirtschaftlich durchaus naturgegebenen Verbindung war der Trierer Wirtschaftsraum zu einer beachtlichen Wohlhabenheit gelangt. Dieser Wohlstand ist durch das Friedensdiktat von Versailles vollständig zerschlagen worden. Eine organisch gewachsene wirtschaftliche Einheit wurde durch die neue Grenzziehung und Errichtung neuer Zollgrenzen (Saargebiet — Luxemburg) gewaltsam zerstört. Der stark verkleinerte Wirtschaftsraum Trier ist jetzt Grenzland, früher war er Binnenland. Handel und Industrie gingen auf einen Bruchteil ihres früheren Umfanges zurück, u. a. besonders eine alte, bodenständige Industrie: die berühmte Sandstein-Industrie des Landkreises Trier, die früher ihre hochwertigen Erzeugnisse (Werksteine und Schleifsteine) an die Bauindustrie und die Eisen- und Stahlindustrie des genannten Wirtschaftsraumes, des Reiches und des benachbarten und weiteren Auslandes lieferte. Heute beträgt der Umfang dieser bodenständigen Grenzland-Industrie nur noch 10 Prozent des Vorkriegsstandes, und Hunderte wertvoller Facharbeiter sind noch arbeitslos.

Unter der Parole Grenzlandnot ist Reichsnot hat nunmehr der Landrat des Landkreises Trier auch die Förderung dieses wertvollen Industriezweiges in die Hand genommen. Die aus Mittel- und Kleinbetrieben bestehende Industrie wurde zur wirksamen Verfolgung ihrer Existenzfragen zusammengeschlossen unter dem Titel „Arbeitsgemeinschaft der Sandstein-Industrie des unteren Kylltales in Ehrang bei Trier a. d. Mosel."

Die Sandstein-Industrie des Landkreises Trier bietet der deutschen Bauwirtschaft hochwertigen weißgelben und roten Sandstein, der sich in Stoff und Farbe auch nach neuzeitlichen architektonischen Grundsätzen vorzüglich zur wirkungs- und stilvollen Gestaltung und Belebung moderner Bauten eignet. Der Landrat erinnert daran, daß z. B. das Reichstagsgebäude zum großen Teil aus Sandstein des Landkreises Trier gebaut ist, ferner der besterhaltene römische Monumentalbau diesseits der Alpen: die Porta Nigra in Trier.

★

Rwd **Langenberg** (Rhld.), 28. Dez. **Dichtung und Wahrheit um einen Wilderer-Ueberfall.** Wie gemeldet, kam mit einem schweren Beinschuß der Jagdhüter Barowski aus dem Stadtbezirk Voßnacken ins Krankenhaus. Nach seinen Angaben war er im Jagdbezirk von einem Wilderer überfallen und angeschossen worden. Nach der Untersuchung des Falles durch die Polizei konnten die Angaben aber unmöglich stimmen. Barowski gestand denn auch ein, daß der Ueberfall von ihm erdichtet worden war. Er habe einen Fuchs angeschossen und, um nicht den Pelz zu beschädigen, mit dem Gewehrkolben erschlagen. Dabei sei der im zweiten Lauf steckende Schrotschuß los- und ihm ins Bein gegangen. Starker Blutverlust hat B. böse mitgenommen, es ist aber anzunehmen, daß er mit einem steifen Knie davonkommen wird.

Rwd **Köln**, 28. Dez. **Engelbert Haas gestorben.** In der Weihnachtsnacht ist in Köln der Direktor des Engelbert Haas-Konservatoriums, Engelbert Haas, im Alter von 59 Jahren gestorben. Musikdirektor Haas war in früheren Jahren besonders als Lieder- und Oratoriensänger bekannt und betätigte sich auch erfolgreich im Männerchorwesen als Dirigent und als Schiedsrichter bei Gesangsfesten. Im Jahre 1900 gründete Haas aus eigenen Mitteln ein Musikinstitut, das im Laufe der Zeit zu einem Konservatorium ausgebaut wurde. 1910 ist dem Konservatorium ein Seminar zur Ausbildung der Schüler für die Diplom- und Staatsprüfung angegliedert worden.

Neue Bestimmungen für die Einreise ins Saargebiet.

Amtlich wird bekanntgegeben:

„Nach der Verordnung der Regierungskommission vom 29. November 1934 gilt für die Einreise in das Saargebiet für die Zeit vom 27. Dezember 1934 bis zum 26. Januar 1935 einschließlich folgendes:

A. Die Personen, die in der oben angegebenen Zeit in das Saargebiet einreisen, müssen im Besitz

1. eines ordnungsmäßigen Reisepasses,

2. einer besonderen Genehmigung zur Einreise in das Saargebiet sein.

Der Antrag auf Einreisegenehmigung ist unter Uebersendung des Reisepasses an die Regierungskommission, Abteilung des Innern, in Saarbrücken zu richten. Bei Stellung des Antrages erfolgt zweckdienliche Beratung durch die Vertrauensleute und Ortsgruppen des Saarvereins.

Die Einreisegenehmigung ist innerhalb 24 Stunden nach der Einreise der Ortspolizeibehörde des Saargebiets vorzulegen. Sie berechtigt zu wiederholter Einreise in das Saargebiet innerhalb des in dem Genehmigungswerk bezeichneten Zeitraums.

Personen, denen die Genehmigung zum vorübergehenden Aufenthalt im Saargebiet schon jetzt erteilt ist, müssen diese Genehmigung vor dem 27. Dezember 1934 erneuern. Die erneuerte Genehmigung berechtigt sie zu wiederholter Ein- und Ausreise in das Saargebiet.

Mit Geldstrafe bis zu 750 Francs oder mit entsprechender Haft wird bestraft, wer diesen Bestimmungen zuwiderhandelt.

Die Gebühr für die Einreiseerlaubnis beträgt 20 Francs, die Gebühr für die erneuerte Genehmigung 2 Francs. Die Gebühr kann in begründeten Fällen, insbesondere bei Bedürftigkeit der einreisenden Personen, falls ein dringlicher Anlaß zur Einreise besteht, erlassen werden.

B. Einer Einreisegenehmigung bedürfen dagegen nicht:

a) außerhalb des Saargebiets wohnende abstimmungsberechtigte Personen. Für sie genügt der von der Abstimmungskommission ausgestellte Abstimmungsausweis in Verbindung mit dem Reisepaß;

b) Personen, die im Besitz eines saarländischen Reisepasses oder eines saarländischen Personenausweises sind;

c) Personen, die die auf Grund der Verordnung der Regierungskommission vom 27. Januar 1932, betreffend die Arbeitszentrale für das Saargebiet, ausgestellten Legitimationskarten sowie die Grenzausweise gemäß Protokoll über die Gebrauchsrechte an der saarländisch-französischen Grenze vom 13. November 1926 besitzen."



Schneppchen.

Von Wilhelmine Baltinester.

Frau Kaufmann Lehborg liegt auf dem Diwan der großen Wohnstube und poliert ihre Nägel. Eben hat sie Schneppchen — den Angestellten ihres Mannes — mit einem Auftrage fortgeschickt. Sein ruhiger Schritt ist noch auf den Korridorfließen zu hören, als der scharfe Klang, mit dem Frau Lehborg und die Ihren Schneppchens Namen auszusprechen pflegen, ihn zurückruft.

Geduldig kehrt er um und steht wieder vor ihr. „Ich habe vergessen, daß wir auch Hustenbonbons vom Apotheker Rost brauchen. Und sagen Sie dort: Die Damen lassen grüßen! Oder nein! Besser, Sie sagen: Frau und Fräulein Lehborg lassen grüßen!"

„Ja, gnädige Frau." Er geht wieder.

Frau Lehborg streckt sich in ihrer blendenden, goldblonden Schönheit und gähnt. Jetzt ist Schneppchen schon auf der Straße unten. Sie hört ihn unter ihrem Fenster. Ihr Blick fällt auf einen zartgrünen Brief, der zum Absenden bereitliegt.

„Schneppchen!" saust ihre Stimme wie ein Peitschenknall zum offenen Fenster hinaus. „Schneppchen!"

Man hört, wie Schneppchen auf dem Pflaster unten kehrt macht und die Haustür öffnet. Bald darauf ist sein gleichmäßiger Schritt im Korridor zu hören. Er tritt ein und sieht Frau Lehborg fragend an. „Dort auf der Kommode liegt ein Brief, den wollte ich Ihnen noch mitgeben."

Schneppchen steht eine kleine Weile da, eine Sekunde nur; in seinen tiefliegenden, klugen Augen glüht etwas. Doch im nächsten Augenblick sagt er schon sein ewiges: „Ja, gnädige Frau."

Oh, er könnte sie schlagen, diese starke, blonde Frau! Sie hätte ihm den Brief doch vom Fenster aus hinunterwerfen und ihm so das Zurückkommen ersparen können; aber sie bleibt natürlich lieber auf dem Diwan liegen. Seine demütige Miene behaltend, geht er.

Frau Lehborg poliert ihre Nägel. Sie hat ein großes, wunderschönes Gesicht, ihre Hände sind weiß, kein zartes, durchsichtiges, aber ein strotzendes Weiß. Sie ist mit siebzehn Jahren verheiratet worden und hat jetzt, fünfunddreißig, eine erwachsene Tochter.

Schneppchen ist zehn Schritte von der Haustür entfernt, als er Anne Lehborg, die Tochter, trifft. „Sie müssen sofort umkehren und mit mir ins Haus gehen!" befiehlt Anne und bürdet ihm gleich alle ihre Pakete auf. „Mein Hut, der heute geliefert wurde, muß zur Modistin zurück. Die Person hat das Wichtigste daran vergessen!" Schneppchen macht kehrt und geht hinter ihr her. Es würde ihm garnicht einfallen, neben ihr zu gehen, sollte man glauben. Sie stößt die Haustür auf, geht hinein und verhindert es nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde, daß die Tür hinter ihr wieder zuklappt; sie geht so, als wäre niemand hinter ihr. Schneppchen, beide Arme beladen, kommt gerade noch mit Mühe durch. Ja, er ist Luft für die Damen Lehborg. Anne ist so, wie ihre Mutter vor siebzehn Jahren gewesen ist; was heute an Frau Lehborg üppig ist, erscheint an Anne noch zartrund. Frau Lehborg ist höchst ungehalten, als sie Schneppchen hinter ihrer Tochter ins Zimmer treten sieht. „Sie sind noch da? Warum trödeln Sie so lange?" — „Er soll meinen Hut mitnehmen, Mutter. . . Aber, so fassen Sie den Hutsack doch nicht so dumm an, Schneppchen! Sie unmöglicher Mensch!" — Ja, die Damen Lehborg sind blendend schön und verwirrend unliebenswürdig. Schneppchen kann nun gehen. Auf der Straße horcht er noch ein paarmal, ob nicht wieder ein scharfer Ruf ihn zurückbefiehlt. Es bleibt still.

So ist die Stellung Kaspar Schneppchens im Hause des Kaufmanns Lehborg. Er ist der einzige von den Angestellten, bei dem man nicht weiß, welche Stellung er eigentlich zu bekleiden hat. Vom Chef als kleiner Waisenjunge aufgenommen, später ab und zu bis zu den schwierigsten Vertrauensarbeiten herangezogen, bald wieder zu Dienerdiensten verwendet, bei elendem Gehalt und fetter Kost, die sein kränklicher Magen nicht verträgt, in ewiger Abhängigkeit erniedrigt. So geht das schon viele, viele Jahre. Es ist allen Angestellten klar, daß die Damen Lehborg der Stellung Schneppchens schaden. Würden sie ihn nicht mit ihren Privataufträgen durch die Stadt hetzen, so könnte er im Kontor Wichtigeres arbeiten. Aber Kaufmann Lehborg ist seinen Damen gegenüber genau so schwach, wie er im Geschäft hart ist. Er möchte den stillen jungen Menschen, dessen willige Arbeitskraft man bis zum Aeußersten ausnutzen kann, gern mehr um sich haben; aber die Damen brauchen Schneppchen. Und Schneppchen nutzt jede halbwegs freie Minute aus, um im Kontor zu arbeiten; und in diesen wenigen Minuten sieht er mehr als andere in Stunden und Tagen.

Als Schneppchen mit den Hustenbonbons zurückkommt, findet er das Haus in großer Aufregung. Herr Lehborg ist mitten im Kontor zusammengestürzt und liegt nun sehr weiß auf dem schwarzen Lederdiwan. Die Damen stehen im Kontor und machen ein großes Getöse, während der Arzt in die Brust des stillen Mannes hineinhorcht. Tot. Es hilft nichts. Herzschlag. So, nun steht das Geschäft ohne seinen Führer da. Es steht das ganze Werk still, und doch brandet mit jeder Post, mit jedem Telephonruf neue Arbeit heran, staut sich, wächst, bleibt vor hilflosen Beamtenhänden liegen. Zuerst betäubt, ohnmächtig, dann allmählich augenzwinkernd und die Möglichkeit eigenen Vorteils erspähend, stehen die ersten Angestellten des Hauses der neuen Lage gegenüber. Frau Lehborg kommt ins Kontor, zerwühlt alle Schriften und Bücher, sieht ein, daß sie sich hier nie auskennen wird, weint bitterlich, muß fortgeführt werden.

Eines Nachts setzt sich Schneppchen in das Kontor, sichtet, rechnet, arbeitet. Arbeitet heimlich noch eine Nacht lang, verschafft sich — er selbst mag wissen wie — die Schlüssel zu den Schränken, wo die Bücher liegen, rechnet, grübelt, notiert, kommt auf große Unterschlagungen. Am nächsten Morgen steht er vor dem Rechtsanwalt des Hauses Lehborg, meldet kühl und sachlich. Rechtsanwalt Scharf sieht ihn prüfend an, nickt und sagt, man werde noch heute von ihm hören. Am selben Abend spricht er bei Frau Lehborg vor, erklärt ihr die Lage und hebt hervor, es sei nur einer da, der die verfahrene Sache mit ehrlichen Händen ins rechte Gleis bringen könne: Schneppchen.

Frau Lehborg ganz in schwarzem Krepp, lacht laut heraus, fühlt aber sofort, daß man in Witwenkleidern nicht so laut lachen dürfe, und macht es rascheste gut, indem sie die Hände vor die Augen legt, es der Leichtgläubigkeit oder der Zweifelsucht des anderen überlassend, ob er dahinter Tränen vermuten will oder nicht. Doktor Scharf erklärt kurz, streng, sachlich die nötige Umgestaltung des Betriebes, straffes Zügelanziehen, Entlassung aller diebischen Angestellten, also nahezu aller. Und vor allem: Schneppchen als Geschäftsführer. Zudem habe es sich leider gezeigt, daß der alte Betrieb mehr Schulden gehabt habe, als man dachte. So müsse das Geschäft jetzt verkleinert werden, der Hausstand eingeschränkt. Bei dieser letzten Eröffnung bekommt Frau Lehborg einen nahezu echten Ohnmachtsanfall.

Zwei Monate nach dem Tage, wo Schneppchen mit den Hustenbonbons zurückkam, ist eine ganz neue Lage im Hause Lehborg: Schneppchen ist unentbehrlich. Die Damen haben sich anfangs sehr gewehrt; doch Rechtsanwalt Scharf hat in seiner etwas groben Art bemerkt, daß sie sich eben zu fügen hätten, da sie sonst vom Hungertuche nicht allzuweit entfernt wären. Und die Damen haben sich gefügt. Sie sagen jetzt „lieber" Schneppchen, das Wort „Herr" geht noch immer nicht recht über die Lippen, und „lieber" ist so familiär, so zutraulich und wird sein Herz mehr für sie, die armen Verwaisten, einnehmen. — — —

Ein Jahr geht hin. Schneppchen arbeitet. Es geht, es geht sehr gut. Er hat wenig Zeit für die Damen. Er schickt ihnen an jedem Monatsersten das geforderte Wirtschaftsgeld. Er findet, es sei viel, aber er lehnt sich nicht dagegen auf. Sie sind die Damen Lehborg und gute Hausführung gewöhnt. In der ganzen Stadt genießt er großes Ansehen. So ein junger Mensch und so tüchtig! Er ist ein gemachter Mann, und es kommen Einladungen in die besten Kreise. Schneppchen arbeitet von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr nachts. Er hat keine Zeit, Privatmann zu sein. Nach Ablauf des Jahres geht er zu Rechtsanwalt Scharf und verlangt, als Gesellschafter der Firma Lehborg aufgenommen zu werden. Wenn nicht — dann adieu. Er hat genug Angebote großer Unternehmer. Doktor Scharf geht zu den Damen Lehborg und sagt, es bliebe nichts anderes übrig, als ihm, dem Tüchtigen, den Willen zu tun. Frau Lehborg fragt, ob dann das Wirtschaftsgeld auch auf derselben Höhe bleiben würde, was Doktor Scharf vertraglich festzusetzen verspricht. So ist man nahezu daran, Schneppchen als Gesellschafter des Hauses Lehborg anzusehen, als er mit einer zweiten Bedingung kommt. Nämlich: Fräulein Anne Lehborg zur Frau. Schweren Herzens geht Doktor Scharf zu den Damen. Eröffnet, so vorsichtig er es kann, was Schneppchen will. Tumult im Damenzimmer. Frau Lehborg schreit am lautesten: „Was bildet dieser Hergelaufene sich ein?"

„Ach," meint Doktor Scharf gleichmütig, „seien Sie froh, daß er hierher gelaufen ist, sonst wären Lehborgs Erben längst in Konkurs! Uebrigens begreife ich, daß Sie Ihre Tochter verteidigen: aber ich habe weitere Vollmacht von Herrn Schneppchen: Wenn nicht Fräulein, dann Frau Lehborg, hat er gesagt! Und er gibt drei Tage Bedenkzeit."

Ohne den neuen Sturm abzuwarten, empfiehlt er sich und geht.

Die Damen stehen starr. Dreimal vierundzwanzig Stunden gehen sie nur die Hintertreppe, um nicht am Kontor vorbeizukommen. Sie haben lange, tränenreiche Unterredungen miteinander.

„Ich will Dich nicht opfern, mein Kind!"

„Ach, Mama, Du bist ja so gut! Aber wirklich, Du wirst es besser verstehen, diesen eigentümlichen Menschen zu beherrschen!"

„Nein, siehst Du, ich glaube, eine Junge könnte ihn eher lenken! Er und ich sind nahezu gleichaltrig, und die Frau soll immer jünger sein als der Mann! So paßt er eigentlich besser zu Dir!" Wie unverblümt Frau Lehborg jetzt ihr Alter zugibt. Doch das Töchterchen ist nicht minder zungengewandt. „Aber Mama, eine reife Frau wird mehr Einfluß auf ihn haben! Und Du bist ja auch viel schöner als ich!" „Ja, sie sind fürchterlich höflich miteinander und möchten sich mit dieser Höflichkeit das Opfer gegenseitig erpressen. Einmal meint Fräulein Lehborg: „Du Mama, es ist doch komisch, daß er Dich oder mich verlangte. Weiß er denn nicht, welche er will?" — „Irgend eine eben! Er will ja den Leuten nur zeigen, daß er eine von den Damen Lehborg haben kann!" Im Innern kann sie es ihm nicht verzeihen, daß er zuerst die Tochter haben wollte. Sie legt — nach dem vielen Weinen — etwas Puder auf und sieht sich im Spiegel an. Schön ist sie noch immer, viel zu schön für einen Kaspar Schneppchen: Waisenknabe, Ladenjunge, Emporkömmling, Eindringling, der er ist! Fräulein Lehborg hat während dieser drei Tage sehr viel in der Apotheke zu tun. Am dritten und letzten Tage verkündet sie ihre Verlobung mit Apotheker Rost. Es bleibt also nichts übrig: Frau Lehborg muß sich opfern. Sie zieht, obwohl die Trauerzeit längst vorüber ist, ihre Witwenkleider an und läßt Doktor Scharf holen. Der soll Schneppchen die Nachricht bringen. Frau Lehborg wartet in malerischen Stellungen einen Tag, zwei Tage, drei Tage, vier Tage... Am zehnten erst kommt Schneppchen. In den vornehmen Kleidern, die er jetzt trägt, sieht er wirklich sympathisch aus. Frau Lehborg weiß nicht, ob sie ihn wie ein Chefin, wie eine Geschäftsteilhaberin oder wie eine Braut empfangen soll. Uebrigens schmollt sie wegen der zehn Tage. Er sitzt zwei Stunden bei ihr: aber er küßt sie nicht. Als er geht, sagt Frau Lehborg ungehalten: „Und...?" Ihre Augen sind himmelblaue Fragezeichn. Schneppchen küßt Frau Lehborg. Und es ist nicht Frau Lehborg, die sich zuerst aus der Umarmung löst.

In einem Zwischenraume von vier Wochen finden die Hochzeiten Lehborg-Schneppchen und Lehborg-Rost statt. Von der Hochzeitsreise heimkehrend, macht Anne der Mutter einen Besuch. Es ist Sonntag, Schwiegersohn Rost wird erst später nachkommen, da er vormittags die Apotheke offen halten muß. Schneppchen ist zugegen. Er und seine Frau waren nur drei Tage verreist, da er im Kontor unabkömmlich ist. „Wir waren in einem reizenden Bergstädtchen; warte, ich zeige Dir die Bilder!" sagt Frau Schneppchen-Lehborg zu ihrer Tochter und will aufstehen, um die Bilder aus dem Nebenzimmer zu holen. Da fällt ihr Blick auf Schneppchen, der in der Ecke an den kalten Ofen gelehnt steht — seit sie verheiratet sind, steht er am Feierabend lange dort, es scheint sein Lieblingsplatz zu sein — und dessen Augen eben prüfend zwischen den beiden Damen hin und her gehen. Er ist zufrieden. Seine Frau ist die schönere.

Schneppchen steht still auf seinem Platze — demselbem, wo er so oft, Aufträge entgegennehmend, vor den Damen Lehborg gestanden hat, — dreht sich eine Zigarette, grübelt. Und lächelt.

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 30. Dezember 1934.

Die Jagd im Januar

Die sehr milde Witterung hat auch den Dezember über angedauert. Statt der von allen Jägern erwarteten Neue hat es nur Nebel gegeben. Bei dem offenen Wetter hat, wie die illustrierte Jagdzeitung Wild und Hund", Berlin SW 11, schreibt, das Wild überall Aesung gefunden und so nicht Not zu leiden brauchen. Wer aber aus diesem Grunde in seinem Revier die Fütterung noch nicht beschickt hat, hat verkehrt gehandelt. Nicht allein, daß jeden Tag Kälte und Schneefälle einsetzen und das Wild dann noch nicht an die Fütterungen gewöhnt ist; sondern gerade bei weichem Wetter muß gefüttert werden, da das Wild dann besonders für Krankheits- und Seuchenkeime empfänglich ist. Dort, wo das Wild in gutem körperlichen Zustande ist, wir man diese gerade jetzt gegebenen Geschren weniger zu fürchten brauchen. Also Weidmann, sei auf dem Posten! Vernachlässige jetzt nicht deine Reviergänge, damit du bei plötzlich einsetzender Notzeit sofort hegerische Maßnahmen ergreifen kannst. Dabei ist auch acht zu geben auf etwaige zwei- und vierbeinige Wilderer, die, wenn sie sicher fühlen, mehr Unheil anrichten können, als sich gutmachen läßt.

Schonzeit hat gänzlich das Rehwild, ebenso der Rot- und Damhirsch. Frei ist aber noch weibliches Rot- und Damwild, sowie deren Kälber beiderlei Geschlechts. In Rücksicht auf den Abschußplan zur Durchführung eines guten Geschlechtsverhältnisses wird im Januar noch manchesmal die Büchse sprechen müssen. Aber mit Bedacht und Auswahl! Nicht das Leittier schießen! Nicht männliche Kälber, die bestens entwickelt sind! Selbstverständlich auch nicht das führende Alttier! Dieser Kahlwildabschuß erfordert beste Revierkenntnis und gute Beobachtungsgabe. Er ist daher nach Möglichkeit auf der Pirsch oder beim Ansitz, weniger auf Treibjagden, vorzunehmen.

Ab Mitte des Monats hat auch der Hase wieder Schonzeit. Zunächst stehen aber wohl noch einige Treibjagden auf seine Sippe bevor. Bei weiter andauerndem weichen Wetter beginnt schon Mümmelmanns Rammelzeit, so daß es dann am besten heißt: „Hahn in Ruh!"

Von unserm Flugwild sind Wildgänse noch frei und bieten beim Ansitz auf dem Zug vom Wasser zur Aesungsstelle und zurück Gelegenheit, schmackhafte Beute heimzubringen. Bei starkem Frost ist die Jagd auf sie einzustellen, da sie dann bald abkommen, als Braten also nicht mehr lohnen. Die Wildenten sind in den meisten Ländern bereits seit dem 1. Januar geschützt. In einigen Provinzen ist der Abschuß von Erpeln jedoch freigegeben, so z. B. in der Rheinprovinz, in Hannover, Westfalen und Sigmaringen.

In Schwarzwildrevieren herrscht im Januar noch hohe Zeit. Ohne Neue, ohne Möglichkeit, die Sauen einzuspüren, werden die Treib- und Drückjagden aber oft ein zweifelhaftes Unternehmen sein. Und doch ist jeder Waldjäger gern dabei in der Erwartung, einem schwarzen Bassen die Kugel aufs Blatt setzen zu können. In hellen Mondnächten wird der Ansitz auf zu Felde ziehende Sauen erfolgversprechend sein. Man halte aber Maß mit dem Schwarzwildabschuß, ganz besonders bei hohem Schnee und starker Kälte.

Mit das schönste an Weidmannsfreuden bietet jetzt auch das Passen auf den Fuchs, der während der Ranzzeit besonders rege ist. Man versuche es mit dem Ansitz am Paß oder am Luderplatz, spenge ihn mit scharfen Erdhunden aus dem Bau oder bringe ihn mit Hilfe der Hasenklage oder des Mauspfeifchens zum Zustehen. Und endlich ist Reineke zu überlisten in eingelappten Treiben bei stillem Drücken, während die Jäger am Paß vorstehen.

Neujahrskuchenbacken auf dem Herdfeuer

Von F. Bayer-Vissing.

Wer kennt sie noch, diese Beschäftigung, die nur in meiner Kindheit so manchen Winterabend hell und froh gemacht hat? Gewiß, man backt auch heute noch diese wohlschmeckenden, knusperigen Röllchen, aber nicht mehr in der Glut des offenen Herdfeuers, sondern auf dem Gasherd oder im elektrischen Backeisen. Das ist wohl bequemer, aber die ganze Poesie, die das Neujahrskuchenbacken früher umgab, ist verschwunden. Wenn dann in der Neujahrszeit gegen Abend die Mutter sagte: „Heute abend backen wir Neujahrskuchen!", dann hüpften wir Kinder vor Freude in der großen Küche herum. Eilfertig holten wir das schwarze Kucheneisen aus dem Keller; es hatte den ganzen Sommer über in einer dunklen Ecke ein beschauliches Dasein geführt. Das Eisen wurde an die Herdmauer gestellt, dann holten wir von der Tenne passendes Holz, kleine Buschenscheite, die wir an den Herd legten. Aus dem Alkoven, einem dunkten Zimmer an der Küche, nahmen wir mehrere „Förstöwkes", die der Mutter und uns als Sitze dienen sollten. Die Mutter hatte schon in einem eisernen Topfe blanken Zucken (Kandis) geschmolzen und aus Mehl, Milch, Baumöl, Schmalz und Zucker einen dickflüssigen Teig bereitet, der mit Anis gewürzt wurde. Dann ging's los! Mutter schichtete die Buchenscheite auf das Feuer, die Hitze mußte groß, die Flammen durften aber nicht zu hell sein, — Mutter kannte das. Dann ließ sie den „Hcohl" auf das Feuer herunter, hängte den „Pannenhaohl" daran, um das Kucheneisen darauf zu legen und fing an zu backen. Der erste runde Kuchen mißlang gewöhnlich, er wer noch sehr bleichsüchtig, aber wir Kinder durften ihn schon essen. Wir hatten auch das Aemtchen zugeteilt bekommen, die heißen, noch weichen Kuchen aufzurollen. Es wurde uns eine große saubere Schürze umgebunden und dann walteten wir unseres Amtes. Ein Kuchen nach dem anderen wurde in die grüne Blechtrommel gelegt, welche die Jahreszahl 1842 trug. So saß man denn stundenlang mit glühendem Gesicht am Herdfeuer. Mutter erzählte Spuk- und Schmugglergeschichten, daß die Kinderköpfe immer heißer glühten und man oft vergaß, den Kuchen aufzurollen. Es plaudert sich ja so gut am Herdfeuer, man schaut dabei in das immer wechsende Spiel der Flammen, das nie langweilig wird. Und die Gedanken liefen auch wohl weiter, zum Neujahrstage hin, wofür die Kuchen ja gebacken wurden. Dann standen am Neujahrsmorgen Körbe voll solcher Kuchen in der Küche, und jedes Kind, das in's Haus kam mit dem Rufe: „Glückselig's Niejaohr!" und den Hausbewohnern damit den Neujahrswunsch abgenommen hatte, bekam einen Kuchen. Und wieviele Kinder kamen da? Die ganze Dorfjugend! Wir durften das Laufen leider nicht mitmachen und hätten es doch so gerne getan. Wir durften die Kuchen austeilen und das machte uns Spcß. Wir konnten auch davon essen, so viel wir wollten.

An manchem Abend wurde gebacken, meistens tat es die Mutter, aber auch die Mägde machten es gern, wenn sie früh Feierabend gemacht hatten. Die Knechte saßen dann mit am Feuer, es wurde viel geredet, viel gelacht und mancher Kuchen verbrannte. Immer aber war beim Backen dieser Kuchen etwas von Feierlichkeit in der großen Küche. Es war ja auch etwas Besonderes, was geschah: Man pflegte eine Jahrhunderte alte Tradition. Möglich, daß die Geister längstvergangener Zeiten mit unter dem rauchgeschwärzten „Bosen" weilten. Wenn dann alles still geworden, das Herdfeuer bis auf die Asche heruntergebrannt war und die Heimchen ringsum zirpten, dann konnte es einem wohl gruselig werden. Und es ist schon so: Das Herdfeuer hat außer der Lebendigkeit und Fröhlichkeit der Flammen auch die graue Melancholie der Asche.

Plakettenverkauf des WHW.

Zum Jahresschluß werden vom WHW. als Winterhilfsplaketten Plauener Spitzen auf den Straßen und in den Häusern zum Kauf angeboten. Gerade diese Plaketten finden wegen ihrer Machart und hübschen Form allgemeinen Anklang. Die dem hiesigen Winterhilfswerk überwiesenen Plaketten müssen restlos verkauft werden. Es soll sich deshalb kein Volksgenosse weigern, eine solche Plakette zu kaufen. Mit dem Verkauf wird jetzt begonnen.

*

Aus der Stadt Gronau

)(**Sprechstunden der NS.-Volkswohlfahrt.** Nach Mitteilung des Ortsamtsleiters finden die Sprechstunden in der kommenden Woche ausnchmsweise am Donnerstag, und zwar wie üblich in der Zeit von 18,15 bis 19,30 Uhr im Büro der NSV., Enscheder Straße, statt.

Kauft Plauener Spitzen-Rosetten.

Wie am gestrigen Samstag, so werden auch am heutigen Sonntag Gronauer SA.-Leute die schmucken Plauener Spitzen-Rosetten in den Straßen der Stadt anbieten. Unterstütze jeder Volksgenosse die Arbeit im Kampf gegen Hunger und Kälte, indem er gern die 20 ₰ für das neue Abzeichen opfert.

:=: **Ehejubiläum.** Die Eheleute Bernh. Sandfort und Frau, Gertrud geb. Hagedorn, wohnhaft Eichenallee 16, feiern am 31. Dezember das Fest ihrer silbernen Hochzeit. Wir gratulieren!

Gottvertrauen

Das alte Jahr zur Neige geht,
O Gott, wir danken dir.
Ein neues nun vor uns ersteht,
„Was wird es bringen mir?"

So fragt sich bang das Menschenherz,
Die Antwort wird ihm nicht.
Bleib' bei uns, Herr, in Freud und Schmerz.
Gib du uns Kraft und Licht.

Sei Führer auf dem Lebenspfad,
Ein Helfer allezeit,
Zeig uns den Weg, der recht und grad
Stärk uns in Kampf und Streit.

Es komme, was da kommen mag,
Auf dich vertrauen wir.
In deiner Hand ruht jeder Tag
Und alles ist von dir.

Maria Huesmann.

*

Epe

Die Weihnachtsfeiertage in Epe

Feierstimmung in den Herzen der Menschen und auf allen Straßen und Winkeln unseres trauten Heimatdorfes. Der große Lichterbaum an der Pfarrkirche, der allabendlich hell erstrahlte, lenkte die Menschen auf das Licht von Bethlehem hin. In der Frühe des ersten Tages riefen unsere Glocken vom hohen Turme der Pfarrkirche die Gläubigen zur Christmette, die sich äußerst feierlich gestaltete. Dichtgedrängt war die große festlich ausgeschmückte Kirche. 5 Uhr begann die hl. Handlung, die der Kirchenchor durch die Gruber'sche „Jubiläumsmesse" für vierstimmig gem. Chor wirkungsvoll verschönte. In der anschließenden Messe erklangen vom Chor die herrlichen Weihnachtschöre „Stille Nacht" und „Herbei o ihr Gläubigen" und gem. Lieder, von der ganzen Gemeinden gesungen. Die strahlende Helligkeit auf dem festlich geschmückten Chor und im weiten Kirchenraum war wie ein Abglanz des Ewigen Lichtes, das die festtägliche Liturgie freudig begrüßt. Eine entsprechend feierliche Gestaltung erfuhr das Levitenamt um 10 Uhr durch den erhebenden Vortrag der neueinstudierten „Missa in honorem St. Franziski-Xaverii" von Witt. Das hohe Gewölbe unserer Kirche hallte wider von den feierlichen Klängen dieser prächtigen Meßkomposition. Zum Credo erklang das „Et in carnatus est" als Einlage aus der gleichen Messe und am Schluß das „Tantum ergo" von Haller. — Am ersten Festtag ist auch in den Familien rechte Weihnachten. Beim hellstrahlenden Christbaum erklingen die altvertrauten Weihnachtsmelodien. War das Wetter am ersten Tage recht ungünstig, so am zweiten weniger günstig; es ging ein leichter Regen nieder, der sich ungünstig auswirkte. Auch das Platzkonzert, das die Kriegervereinskapelle nach dem Hochamt vor dem Hotel Lammerding bot, litt unter dieser ungünstigen Witterung. Die junge Welt verlebte dann noch in den Lokalen am Abend bei Weihnachtsfeiern und sonstigen Darbietungen frohe Stunden.

Vereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder Preis pro Millimeter Höhe **5 Pfennig.**)

Sp. **Vorwärts 09 Gronau.** Sonntag, 30. 12. 34 findet um 18 Uhr im Vereinslokal eine Weihnachtsfeier der Jugendabteilung statt. Elternschaft und Mitglieder werden hierzu freundl. eingeladen.

Vereinsführer.

Vreden

Weihnachtsfeier im kath. Arbeiterverein

Am zweiten Weihnachtstage fand im Kleine'schen Saale die Kinderbescherung der Mitglieder des kathol. Arbeitervereins statt. Gegen 3,30 Uhr war der Saal bis auf den letzten Platz besetzt. Der Präses des Arbeitervereins gcb bekannt, daß nun der hl. Nikolaus erscheinen werde. Und schon erschien der Nikolaus, begleitet von seinem Gesellen, dem Knecht Ruprecht. Nun nahm der hl. Nikolaus das Wort und mußte manche Rüge erteilen. Auch Knecht Ruprecht mußte von seiner Rute Gebrauch machen. St. Nikolaus ermahnte die Kinder, immer gehorsam zu sein und das Beten nicht zu vergessen. Nach einem frohen Lied zog der Nikolaus wieder zur Tür hinaus.

Hierauf folgte die Generalprobe des Thecterstückes: „Im Schatten der Schuld". Die Spieler taten ihr Bestes und reicher Beifall zeugte von einer guten Aufführung. Nach einem frohen Weihnachtslied schloß der Präses die Feier. Beim Hinausgehen bekam jedes Kind eine Apfelsine und eine Tüte voller Nüsse.

Abends 8 Uhr folgte alsdann die Feier für die erwachsenen Mitglieder des Vereins. In großen Scharen zogen sie zum Kleine'schen Saale, sodaß gegen 8 Uhr dieser vollbesetzt war. Nach dem Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht" nahm der Präses das Wort und begrüßte die zahlreich Erschienenen. Besonders begrüßte er die Präsides der kathol. Vereine und den in Vreden geborenen Geistlichen Vren. Dann sprach der Präses über die Bedeutung des Weihnachtsfestes für die Katholiken. — Auch dankte er den Mitgliedern der kath. Werkjugend, Sie seien es ja, die den Familienabend durch ein Theaterstück verschönern wollten. Nach einem Liede hob sich der Vorhang und das eindrucksvolle Spiel wurde aufgeführt. Reicher Beifall lohnte den Spielern ihre Mühen. — Nach einigen frohen Weihnachtsliedern schloß der Präses die schöne Familienfeier.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Helder, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlaus; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.

Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Franz Beckering, Ahaus für den lokalen Anzeigenteil: Geschäftsführer Bernh. Benkink, Ahaus

Durchschnittsauflage: XI. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 41832,** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 3239; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Vredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5606; — Borkener Zeitung, Borken, 3137; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1835; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1776; — Haltener Zeitung, Haltern, 1706; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Epe Volksblatt), Ahaus, 3183; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 4048; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1724; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2527; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1640; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6167; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Wesel, 936; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2274; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2034.

Wegen Jahresabschlußarbeiten

bleiben die Geschäftsräume der Hauptstelle und Nebenstellen am **Montag,** 31. Dez.

geschlossen!

Kreis- u. Stadtsparkasse Ahaus

Pappelverkauf

An den nachstehenden Kreisstraßen stehen Pappeln zum Verkauf. Der Verkauf ist öffentlich gegen Höchstgebot und Barzahlung.

a) am Donnerstag, den 3. Januar 1935 an der Kreisstraße Legden—Stadtlohn. Beginn um 9 Uhr bei km 10,6,
b) am Freitag, den 4. Januar 1935, an der Kreisstraße Oeding-Burlo, Beginn um 9 Uhr bei km 24,5

Kreisbauamt Ahaus.

Sylvesterabend 8 Uhr im Saale **Heisterborg**

großes

Tanzvergnügen

12 Uhr Verlosung eines lebenden Glückschweinchens 1935

Es ladet freundlichst ein

Stimmungskapelle Bandonion Ahaus

Amtliches.

Amtlichen Anzeigen zur kostenlosen Veröffentlichung entnommen.

Auf die örtsüblich veröffentlichte Bekanntmachung betr. Auslegung des gerichtlichen Verzeichnisses der Erbhöfe wird hingewiesen.

Gronau, den 27. Dez. 1934.

Der Bürgermeister.

Familien- und Vereins-Drucksachen

liefert in geschmackvoller Ausführung

Gebr. Lensing

Verlagsanstalt G. m. b. H.

Zweigstelle Ahaus, Gronau

Aus den Anfangsverhältnissen Gronau's

Aus einem Vortrag von Pfarrer Jesse-Ahaus.

1. Fortsetzung.

Den Mittelpunkt des gesamten Gronauer Güterbesitzes bildeten Schloß und Wigbold Gronau, sowie die sie umgebnden, aus Kämpen und Weiden bestehenden Grundstücke. Dieses zusammenhängende Gebiet, dem die soeben besprochenen in der Umgegend verstreuten Güter cngegliedert waren, ist das eigentliche Gebiet der Herrschaft Gronau, in dem Steinfurt Hoheitsrechte ausübte.

Was zunächst das Schloß Gronau angeht, so haben wir kein Bild davon, wie es in ältester Zeit ausgesehen haben mag. Im Jahre 1786 aber war es — und so muß es Jahrhunderte lcng gewesen sein — ein zweistöckiges Gebäude mit hohem Dachstuhl und mehreren Nebengebäuden. Das obere Stockwerk war halb so hoch wie das untere; dementsprechend auch die in jedem Stockwerke vorhandenen 5 Fenster der Vorderfront. An dieser waren 2 Eingänge, die halbkreisförmig turmartig vorgebaut waren. In dem unteren Stockwerk befonden sich neben Küchenräumen, Stuben und Kammern 2 größere Säle, von denen der eine mit Kabinet und Alcove versehen war und Aussicht auf die Enscheder Landstraße bot; der andere enthielt einen aus der Frührenaissance stammenden Kamin. Das zum Schloß führende Tor hatte einen Turm. Im Jahre 1779 war der bauliche Zustand des Gebäudes derartig, daß Fachleute sich äußerten: sie möchten nicht eine Nacht in dem Hause schlafen. Daher wurde in den Jahren 1786—1788 neben sonstigen Veränderungen das obere Stockwerk völlig abgetragen und der erneuerte Dachstuhl auf das untere Stockwerk gesetzt. Einige Reste des so reduzierten Schlosses sind noch bis heute auf der alten Burgstätte vorhanden.

Wie bei anderen derartigen Adelssitzen fanden auch hier innerhalb der Wälle und Gräben — in der sogen. Freiheit — Niederlassungen von Gutsleuten, Gewerbetreibenden, Handwerkern statt. Sie mehrten sich nach und nach und bildeten die Vorburg oder den Burgflecken, der gleichwie das Schloß und die Herrschaft und zusammen mit ihnen „De Gronouwe" hieß. Schon 1454 finden wir ihn genannt und 1464 hören wir, daß er nach alter Gewohnheit, d. h. also seit langen Jahren einen Statpförtner hatte. In einer Urkunde vom Jahre 1487 erscheint der Flecken zum ersten Male unter der Bezeichnung Wigbold. Das will in diesem Falle aber nicht besagen, daß er eigentliche Stadt- oder stadtähnliche Wigboldsrechte gehabt hätte, — Stadtrechte hat das alte Gronau nie gehabt; er trug vielmehr die Bezeichnung Wigbold, sofern in ihm der Herr von Steinfurt als Besitzer des Fleckens eigene Gerichtsbarkeit ausübte. Das Wigbold, dessen ursprüngliche Anlcge noch heute teilweise ersichtlich ist, war eng begrenzt. Schon der an seiner Außengräfte entlang führende Deventerweg mit der Dinkelbrücke, sowie der von der Dinkel gebildete Mühlenkolk mit dem Mühlenwerk lagen außerhalb der Festung. Dadurch aber, daß manche Flüchtlinge aus der Zeit des spanisch-niederländischen Krieges (1581—1609) in dem Wigbold dauernde Zuflucht nahmen, wurden Neusiedlungen nötig. Man trug daher die Wälle innerhalb der Gräben stückweise ab und gab sie für Ansiedlungen frei. So entstand allmählich eine völlige Straße, die noch heute den Namen „im Wall" führt. Man begann aber auch außerhalb der Außengräfte am Deventerwege, woselbst bisher seit altersher nur ein Wirtshaus stand, Häuser zu bauen und demit die Neu- oder Vorstadt zu schaffen. Beides — die Schleifung der Wälle und die Bebauung des Deventerweges — wurde seit dem Jahre 1612 in Angriff genommen. Und bis zum Jahre 1632 war der Ausbau des Wigboldes und der Neustadt der Hauptsache nach zum Abschluß gekommen. Damals zählte man im Wigbold selbst 52 und in der Neustadt 16 Häuser mit etwa 260 erwachsenen Einwohnern. Wir haben hier also die bemerkenswerte Erscheinung, daß unter den Stürmen des 30jährigen Krieges das kleine Gronau sich ausdehnen konnte, während andere Ortschaften zurückgingen und verödeten. Und wir begreifen es, wenn die Eper Dorf- und Kirchspielseingesessenen, die schwer unter schwedischen und hessischen Kriegskontributionen zu leiden hatten, außerordentlich scheel auf die abgabenfreien Gronauer sahen, — und das um so mehr, cls diese infolge ihres Zuwachses zu ihrem Unterhalt durch Viehaustreiben, Torfstechen, Plaggenmähen, Holzhauen, ja **auch viel mehr aus dem Kirchspiel Epe nehmen mußten** als früher. So lassen die Eper durch den münst. Drosten zu Ahaus im Jahre 1651 nach Münster berichten: Die Groncuer seien den ganzen Krieg über von allen Beschwerden frei gewesen, sodaß der Flecken von Jahr zu Jahr sich merklich vermehrt und dergestalt zugenommen, daß er jetzt „einem Stättlein" gleiche. — Uebrigens war auch die sogenannte Neustadt längst vor ihrer 1612 einsetzenden Bebauung ein umgrenzter Bezirk, der durch die noch heute vorhandene Umflut geschützt war. Da, wo der Deventerweg die Umflut und die Dinkel überschritt, standen auf den Brücken einfache Tore, die der — Burggraf genannte— Pförtner jedem den Weg Benutzenden bei Tag- oder Nachtzeit öffnen mußte. Graf Wilhelm Heinrich von Steinfurt aber ließ hier im Jahre 1612 neue Brücken und zwar Zugbrücken mit befestigten Toren bauen, die ohne Zweifel nicht nur zum Schutze der erstehenden Vorstadt, sondern auch zur stärkeren Sicherung des eigentlichen Wigboldes dienen sollten, zumal hier die Umwallung in Wegfall kam. Schon vorher während der spanisch-niederländischen Kriegsunruhen waren an den Straßen nach Ochtrup, Epe, Gildehaus und Enschede Schlagbäume aufgerichtet, um auf solche Weise das Vieh der Gronauer besser vor Räubern schützen zu können. Jetzt bei dem Bau der neuen Brücken erklärte der Graf diese Schlagbäume als die Grenzpfähle seiner Gronauer Gerichtsbarkeit und Hoheitsrechte. Innerhalb dieses Bezirkes ließ der Graf 1615 auch einen neuen Begräbnisplatz anlegen. Und in demselben Jahre verlegte er die von altersher alljährlich im Mai innerhalb des Wigboldes abgehaltene Kirmes außerhalb desselben und erweiterte sie zu einem Viehmarkt. Mit alledem wollte er dartun, daß der Freiheits- oder Hofesaatsbezirk und damit die Hoheitsrechte des Hauses Gronau von Anfang an auch über die Umwallung des Wigboldes hinaus sich erstreckt hatten. Münster dagegen behauptete das Gegenteil und erblickte in den Neuanlagen des Grafen Uebergriffe gegen münster, Grundgebiet. Daraus ergaben sich langwierige Streitigkeiten.

Die Verwaltung des gesamten Gronauer Herrschaftsgebietes — also des Rentamtes, des Schlosses und des Wigboldes — unterstand dem Gronauer Amtmann oder Rentmeister. Das Wigbold hatte zwar Gemeindeleute und Vorsteher; ihre Tätigkeit erstreckte sich jedoch der Hauptsache nach auf die Ausführung der beamtlichen Befehle. **Der Amtmann hatte Pächte, Renten, Einkünfte** und Strafgelder zu heben und beizutreiben, Erbangelegenheiten zu erledigen und von alledem seinem Herrn jährliche Rechnung abzulegen. Ihm lag auch der Schutz der Einwohner ob, für den er nötigenfalls den Beistand seines Herrn anzurufen hatte. Es ist wohl vorgekommen, daß der Amtmann gleichzeitig auch das Richteramt innerhalb des Wigboldes und des Hofesaatbereiches bekleidete. So war im Jahre 1503 Johann von Gehmen gleichzeitig Drost, Richter und Rentmeister des Gronauer Herrschaftsbezirkes. Ursprünglich aber standen Amtmann und Richter als getrennte Aemter nebeneinander. Und erst später erscheinen die Amtmänner bisweilen cls Richter, aber nur als stellvertretende Richter. Die eigentlichen Richter wohnten nämlich nicht in Gronau, sondern verwalteten als bentheim-steinfurtische Richter das Gronauer Gericht nur nebenamtlich und kamen zu den nach Bedarf gehaltenen Gerichtstagen nach Gronau. Seitdem aber nach Aussterben der Steinfurter Grafen Gronau im Jahre 1638 an die Grafen von Tecklenburg-Rheda gefallen war, übten die Groncuer Rentmeister das Gericht und bedienten sich auch des Titels „Richter". Die Zuständigkeit des Gronauer Gerichtes erstreckte sich der Hauptsache nach auf bürgerliche Sachen. Aus den Jahren 1538—1580 sind jedoch auch Kriminalfälle bezeugt. Und noch 1616 konnte darauf hingewiesen werden, daß die für peinliches Gerichtsverfahren benötigten Gegenstände wie Gefängnis, Turm, Eisen, Pranger zu Gronau vorhanden waren. Aber das eigentliche Urteil in Gronauer Kriminalfällen und seine Ausführung erfolgte in Steinfurt oder Bentheim und seit 1638 in Tecklenburg, wie denn auch alle Appellationen nach dort zu richten waren. In bürgerlichen Sachen dagegen urteilte das Gronauer Gericht selbständig auf Grund einer gräflich bentheim-steinfurtischen bezw. tecklenburgischen Gerichtsordnung. Das Gericht wurde öffentlich zur Sommerzeit vor der Schloßpforte abgehalten; bisweilen beriefen die Parteien Procuratoren oder Anwälte cus Epe, die beim Gericht auch zugelassen wurden. Das Gericht, das aus dem Richter und 2 Beisitzern bestand, erkannte nicht nur gegen Gronauer, sondern häufig auch gegen Personen aus Epe und anderen Städten und Dörfern des Stiftes Münster und anderer Länder.

(Fortsetzung folgt.)

*

Die eingedämmte Russenflut.

Der zerschlagene Kriegsplan der Entente am Jahresende 1914.

Auch die Ostfront erstarrt im Stellungskrieg.

Von unserem militärischen Mitarbeiter.

Als das Jahr 1914 zu Ende ging, hatte Deutschland zwar selbst den Sieg nicht gewonnen, aber seine Gegner standen, richtig betrachtet, vor einem viel größeren Mißerfolge: ihnen war der ganze Kriegsplan vollständig zerschlagen worden. Rußlands „Marsch nach Berlin" war das große Haupt- und Paradestück des zwischen Rußland und Frankreich verabredeten Kriegsplans gewesen. Diese Hoffnung und alle daran geknüpften weiteren Pläne waren zuschanden geworden, die große, schon im August angesetzte und dann im Oktober mit größtem Nachdruck aufgenommene Offensive mit dem Ziele Berlin war gründlichst gescheitert, — die Russen hatten nicht einmal Ostpreußen erobern können. Damit aber war der Grundgedanke des ganzen Ententekriegsplans hinfällig geworden: Deutschland hatte nicht gezwungen werden können, seine Front im Westen zum Schutze der Ostgrenzen und des deutschen Bodens so zu schwächen, daß, wie der feindliche Plan gerechnet hatte, die deutsche Westfront zum Einsturz kam. Es war alles anders gekommen. Nicht nur die deutsche Front im Westen stand und hielt, sondern auch im Osten war die Wage des Krieges ins Gleichgewicht gekommen. Von Ostpreußen hatten die Russen nur einen beschränkten Streifen an der Ostgrenze in Besitz. Zwar stand der Feind in der ganzen Bukowina und hatte seine Hand auf dem größten Teile Galiziens, dafür aber standen die Heere Deutschlands und Oesterreich-Ungarns tief im westlichen Polen. Geländegewinn und Geländeverlust waren so gut wie ausgeglichen, und fürs Erste war, nach der erfolgreichen Abwehr des russischen Massenansturms in fünf Monaten der Wille und die Kraft der Russen zu neuer Offensive schlafen gegangen.

Den Hauptanteil an den entscheidenden Abwehrhandlungen der letzten Wochen des Jahres konnte die deutsche 9. Armee unter ihrem Oberbefehlshaber General der Kavallerie von Mackensen für sich beanspruchen. Sie hatte Gewaltiges geleistet, und ihre große Schwenkung in die Flanke des russischen Angriffsheeres nach dem schnellen Vorstoß gegen die mittlere Weichsel im Oktober und dem ebenso raschen Rückzuge von dort war die entscheidende Tat dieses Kampfabschnittes gewesen; sie hatte den großen und gefährlichen Angriff des Russenheeres zum Stehen gebracht und schließlich zerschlagen.

Die Welt hat damals ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Westfront, auf den „sympathischeren" und „näherliegenden" Westkrieg gerichtet. So ist die Erinnerung an die Waffentaten der Heere im Osten nicht so lebendig im Bewußtsein der Zeitgenossen geblieben. Was der deutsche Feldgraue in jenen Wochen in Galizien und Polen geleistet hat, war eine andere Art von Kampf als an der Front in Frankreich, aber die Leistung und die Hingabe von Blut war nicht geringer. Das beweisen am besten die Verlustziffern der Truppe. Allein die Gefechtsverluste der siebenwöchigen Kämpfe betragen weit über 100 000 Mann. Etwa 36 000 deutsche Tote wurden im Kampfgebiet zur letzten Ruhe bestattet. Die Zahl der gefallenen Russen war ungefähr die gleiche, außerdem aber waren 136 000 Russen, davon etwa zwei Fünftel in den Dezemberkämpfen, mit mehr als 100 Geschützen und 300 Maschinengewehren als Gefangene in deutsche Hand gefallen.

Für die Gesamtlage an der Front gegen Rußland entscheidend gewesen war die Größe des deutschen Erfolges bei Lodz. Das schwere Ringen der 9. deutschen Armee in diesem Raume hatte den Mittelpunkt der Ereignisse im Osten gebildet. Hier hatten die besten Teile des deutschen Ostheeres gegen die immer stärker anwachsende russische Heeresmacht im Kampfe gestanden, und nur ein ganz geringes Maß an Kräften hatte zum Schlusse gefehlt, um den deutschen Angriff zu einem schweren Vernichtungsschlage für das russische Heer in Polen zu machen. Als dann leider der deutsche Angriff durch die schwere Krise von Brzesiny zum Stillstand kam, erwies sich die warnende Voraussage des Oberbefehlshabers Ost, Generaloberst von Hindenburg: „Später wird mehr an Verstärkungen nötig sein!" als leider nur allzu richtig. Erst Ende November und Anfang Dezember trafen die nach dem Schlusse der flandrischen Schlachten vom Chef des Generalstabes des Feldheeres, General von Falkenhayn von der Westfront nach dem Osten entsandten Verstärkungen nach und nach in den Kampfräumen ein, aber nun war die günstigste Zeit verpaßt.

Als das Jahr 1914 abschloß, standen die beiden Fronten einander in einer Linie von rund 1200 Kilometer Länge gegenüber, die an der rumänischen Grenze südlich Czernowitz begann, den verschneiten Karpathen folgte, dann durch Westgalizien und das polnische Flachland bis zur unteren Weichsel unterhalb von Nowogeorgiewsk und an der ostpreußischen Südgrenze, an den Masurischen Seen vorbei bis östlich von Insterburg und Gumbinnen verlief. Von der Bzura-Mündung bis zur Piliza stand, auf 90 km langer Front, mit etwa 18 Divisionen gegen etwa 32 russische, die deutsche 9. Armee. An sie schlossen sich Besatzungstruppen und Kavallerie in 30 km Breite bis Tomaschow an. Dann folgten, wieder in 90 km Frontbreite, neun Divisionen der Armee Woyrsch, mit der österreichisch-ungarischen 2. Armee als Nordflügel; ihnen standen etwa zehn russische Divisionen gegenüber. An der Nida stand die österreichisch-ungarische 1. Armee auf 70 km Breite mit sieben Divisionen gegen neun russische. Südlich der oberen Weichsel folgte die 4. Armee in 80 km Breite mit 14 schwachen Divisionen gegen elf russische, die in den letzten Tagen des Jahres angriffen. An die 4. Armee südlich schloß sich die 3., in ebenfalls 80 km Breite mit neun schwachen Divisionen gegen mindestens zwölf russische, die seit dem 21. Dezember in Angriff. Den rechten Flügel der deutsch-österreichischen Gesamtfront bildete die Armeegruppe des Generals Frhr. von Pflanzer-Baltin, die mit kaum vier Landsturm-Divisionen sieben bis acht russische Divisionen zweiter Ordnung abzuwehren hatte. Am linken Flügel der Ostfront, in Ostpreußen, stand die deutsche 8. Armee. Vor der österreichisch-ungarischen Front war die Festung Przemysl seit zwei Monaten eingeschlossen. Im Süden deckten geringere Kräfte den Rücken der Donaumonarchie gegen die zu jenem Zeitpunkt siegreichen Serben. Im wesentlichen war die Front erstarrt; daß da und dort noch um örtlichen Geländegewinn gerungen wurde, änderte daran nichts.

So stand die Partie im Osten zu Silvester 1915. Wie sie weiter, wie sie zu Ende gehen würde, wußte niemand. Rußland hatte bereits alle seine Reserven ins Spiel geworfen, alle Möglichkeiten erschöpft, bis auf ein einziges, noch verfügbares Armeekorps. Außerordentlich hoch waren die russischen Verluste gewesen; von der Ostfront befanden sich in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 520 000 Gefangene, darunter nur eine kleine Zahl Serben. Schon jetzt war Rußland beim Bodensatz seines Menschenreservoirs angelangt. Neue Verbände konnte es nicht mehr aufstellen, der Ersatz reichte gerade aus, um die Frontverluste zu decken. Wie schlimm es um die Ersatzlage bestellt war, geht daraus hervor, daß die Russen bis zum Jahresende noch nicht einmal die beiden bei Tannenberg vernichteten Armeekorps wieder neu hatten aufstellen können. 800 000 Rekruten befanden sich allerdings in der Ausbildung, aber es fehlte an Waffen für sie; nur jeder zehnte Mann konnte ein Gewehr bekommen. Schon seit langem hatten die Batterien nur noch sechs Geschütze statt acht; der Munitionsmangel war groß, mindestens ebenso groß wenn nicht größer, als bei allen andern Kriegführenden. Die Waffen- und Geschoßerzeugung im Lande selbst stand in einem lächerlichen Mißverhältnis zum vorliegenden Bedarf. Dazu kam der Verlust des Kohlengebietes an der Grenze Oberschlesiens. Die Kohlenzufuhr über See war abgeschnitten, der ganze Bedarf Nord- und Westrußlands konnte nur in langer Fahrt auf den ohnehin stark überlasteten Eisenbahnen aus dem Donez-Gebiet herangefördert werden.

Das kämpfende Heer aber war erschöpft, durch fünf Kriegsmonate und viele Niederlagen. Es bedurfte dringendst der Ruhe, um wieder Kraft zu gewinnen. Die Meinungen derer, die trotzdem in langgedehnter Aufstellung im westlichen Polen halten wollten, und anderer, die auf Zurücknahme der Front in den schützenden Bereich der Weichsel-Festungen drängten, standen einander gegenüber. Die Oberste Heeresleitung (Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Chef des Generalstabes General Januschkewitsch und der Chef der Operationsabteilung General Danilow) entschied sich unter Schwankungen für das Verbleiben in Westpolen, wobei vielleicht mehr politische als rein militärische Erwägungen mitgesprochen haben. Das Ziel aber blieb für Rußland, nach der im Rahmen des Möglichen vorzunehmenden Wiederauffüllung der Truppe an Menschen, Waffen und Munition mit aller Energie die Offensive gegen Deutschland und Oesterreich wiederaufzunehmen; der Kriegswille des Zarenreiches war am Ende des ersten Kriegsjahres, trotz gewisser Friedensströmungen, die sich geltend machten, noch in keiner Weise erschüttert.

Auf der Wacht im Osten standen gemeinsam die Führer und die Truppen Deutschlands und Oesterreichs-Ungarns. Die Einigkeit, der Zusammenhalt war nicht ganz ungetrübt. Reibungen blieben nicht aus, auch „Machtfragen" sprachen mit. Es dauerte jedoch nicht lange, bis beide Verbündete immer deutlicher erkannten, wie sehr sie aufeinander angewiesen waren, und was sie aneinander besaßen. Und daß die Deutschen ihre Divisionen auf den Balkan sandten (was den Oesterreichern nach einem Ausspruche ihres Generalstabschefs, General Konrads von Hötzendorf zuerst „sehr unangenehm" war), wurde ihnen im Laufe der Zeit immer angenehmer.

Um die Jahreswende standen gegen Rußland im ganzen 36½ deutsche und 52 österreichisch-ungarische Infanterie-Divisionen, Landwehr- und Landsturm-Verbände und 3½ in Przemysl eingeschlossene Divisionen mitgerechnet. 14 österreichische Divisionen standen gegen Serbien. Die Oesterreicher und Ungarn verteidigten eine Frontlänge von 650 km, die Deutschen eine solche von 550 km. Die Zahl der russischen Divisionen gegenüber der österreichischen Front (zu der fünf eingeschobene deutsche Divisionen kamen) betrug 46, die Zahl gegenüber der deutschen Front 54. Die Lage um Silvester war die, daß man sich auf beiden Seiten für den Winter und auf hartnäckige Verteidigung einrichtete. „Bei der Auffassung, die die deutsche Oberste Heeresleitung über die Bedürfnisse der (rund 500 km langen) Westfront hatte, war es völlig unsicher, ob und wo etwa in absehbarer Zeit die Offensive im Osten wieder aufgenommen werden konnte." Generalfeldmarschall von Hindenburg schreibt in seinen Kriegserinnerungen: „Der eingetretene Winter legte seine lähmenden Fesseln um die Tätigkeit von Freund und Feind. Die im Kampfe schon erstarrten Linien deckte Schnee und Eis. Die Frage war: wer wird diese Linien in den kommenden Monaten zuerst aus ihrer Erstarrung lösen?" ...

Aus Max Grubes Anekdotenschatz.

Max Grube, der letzte der Großen aus der großen Meininger Theaterzeit, jener glanzvollen Epoche der deutschen Theatergeschichte, ist in Meiningen, dem Ausgangspunkt seines Ruhms als Schauspieler und Theaterleiter, im 81. Lebensjahr gestorben. Der Achtzigjährige hatte für die jungen Menschen dieser Zeit schon etwas Sagenhaftes, aber die Aelteren, die ihn in ihrer Jugend als Lear und Mephisto, Shylock, Jago und Franz Moor gesehen haben, konnten es, als er im Frühjahr dieses Jahres, mit dem zugleich er nun hinübergegangen ist, 80 Jahre alt wurde, kaum glauben, daß dieser scheinbar ewig junge, unendlich regsame Mann mit der schlanken, hochgewachsenen Gestalt und mit der unermüdlichen Vielseitigkeit seines alle Gebiete des Theaterwesens und der verwandten Literaturbezirke streifenden Könnens schon so



hoch ins Greisenalter gestiegen war. Nachrufe wurden ihm in diesen Tagen genug geschrieben; deshalb soll hier nicht von dem Leben und dem umfassenden Wirken des Vielgewandten die Rede sein, sondern er soll selbst aus seinem Anekdotenschatz erzählen, wie er es gern im Kreise ihm naher Menschen tat.

Der taube Herzog „hört zu".

Herzog Georg von Meiningen, hatte, so erzählt Max Grube, in seinem hohen Alter das Gehör fast verloren. Mit tiefer Rührung empfand ich einst einen Zug wahrster Herzenshöflichkeit des gütigen, rücksichtsvollen Herrn an mir selber, als ich den Mascarille in Molieres „Preziösem" gespielt hatte. Zu meiner großen Freude hatte ich bemerkt, daß der Herzog während des drolligen Stückchens viel und herzhaft lachte. „Hoheit scheinen einen guten Tag gehabt zu haben", bemerkte ich am anderen Morgen, „gestern haben Hoheit doch wohl dem Stücke ohne Anstrengungen folgen können. Ich sah Hoheit öfters lachen." — „Nein", war die Antwort, „ich habe nichts verstanden. Aber wenn ich so still dagesessen hätte, so würden die Leute gedacht haben, ich langweilte mich."

Serenissimus und der Souffleur.

Ein drolliges Gegenstück zu dieser rührenden kleinen Geschichte ist diese Anekdote von „Serenissimus": Der hohe Herr — also nicht Georg II. von Sachsen-Meiningen — läßt sich nach der Vorstellung in einem Theater, das er mit seinem Besuche beehrt, das Ensemble vorstellen und bringt jedem der Darsteller im einzelnen persönlich seine fürstliche Befriedigung über das Gesehene zum Ausdruck. In der Reihe des Bühnenvölkchens der Letzte, der sich mit einer besonders tiefen Verbeugung vor Serenissimus verneigt, ist — der Souffleur. Serenissimus ist zunächst ein wenig verblüfft. Dann denkt er ein Weilchen nach: „Ach — der Souffleur? — Aha! — So — ja — ach — da sind Sie also der Herr der da vorn in dem Kasten sitzt? — Ach — ja — ausgezeichnet, — groß—ar—tig — — Ihre Leistungen — Habe jedes Wort verstanden —!"

Operation auf Allerhöchsten Befehl.

Bei dem Besuche, mit dem König Albert von Sachsen nach altem Brauch alljährlich die zweite Landeshauptstadt Leipzig beehrte, pflegte er auch einige Vorlesungen in der Universität zu hören. Eines Tages erschien der Hofmarschall bei dem großen Operateur Geheimrat Thiersch, einem Manne voll Geist und Witz und teilte ihm mit, Seine Majestät wünschten auch einmal einer Operation beizuwohnen. Thiersch suchte auszuweichen, denn er hatte das Gefühl, seine Wissenschaft würde dadurch gewissermaßen zur Schaustellung verurteilt, aber auf seinen Einwand, das wäre ein blutiges Schauspiel, entgegnete der Hofherr, der König habe auf den Schlachtfeldern blutigere erblickt. Da gerade ein leichter Fall, die Abnahme eines Beines, vorlag, so blieb Thiersch nichts übrig, als den König zum Zusehen einzuladen. Nachdem die Operation gelungen war, wandte sich der große Gelehrte zum König und fragte: „Befehlen Majestät auch das andere Bein?"

Duell oder Vorschuß?

Während einer Probe geraten zwei Schauspielkollegen heftig aneinander. Auf dem Höhepunkte der Auseinandersetzung schleudert der eine dem andern mit rrrollendem R ein saftiges Kraftwort ins Gesicht. Der Beleidigte erbleicht, dann sagt er zu dem Kollegen, der erst seit kurzem zum Ensemble gehört: „Herr, Sie werden mir für diese Beleidigung Genugtuung zu geben haben!" — „Mit Vergnügen!" — „Hier ist meine Karte!" — Uebergibt sie dem Gegner und wendet ihm den Rücken. Der andere nimmt die Visitenkarte, betrachtet sie sich auf beiden Seiten und findet auf der Rückseite die folgende Aufschrift: „Hochverehrter Herr Direktor! Ich bitte Sie dringend und herzlich, mir gütigst ganz ausnahmsweise einen Vorschuß von 50 Mark bewilligen zu wollen." Der Beleidiger liest es, schmunzelt, geht zum Büro des Direktors, läßt sich bei ihm melden und entlockt dem Gestrengen mit warmer Fürsprache für den bedürftigen Kollegen die benötigten 50 Mark. Dann geht er auf den Gekränkten zu, der noch mit wütenden Schritten grollend die Bühne durchmißt, und fragt ihn: „Verehrter Herr Kollege, hier sind die 50 Mark vom Direktor; soll ich sie aufbewahren, bis Ihre Zeugen sie von mir holen?" — Fama berichtet, daß das Duell nicht stattfand, beziehungsweise daß der Wettstreit in anderer Form im nahegelegenen Stammlokal der Bühnenmitglieder ausgetragen wurde.

Gefangene fliehen beim Erdbeben.

DNB **Lissabon**, 29. Dezember.

In der Provinz Aelgarve in Südportugal rief ein heftiges Erdbeben großen Schrecken bei der Bevölkerung hervor. Die Mauern des ehemaligen Maurenschlosses Silves stürzten ein und es gelang einigen Gefangenen — das Schloß dient jetzt als Gefängnis —, zu entfliehen.

Deutschland und die Welt 1934.

Eine politische Jahreschronik.

Januar:

1. Botschafter Francois-Poncet überreicht Adolf Hitler das französische Aide memoire zum Abrüstungsproblem.
2. Aufdeckung des Stavisky-Skandals in Bayonne.
4. Zusammenkunft Mussolini—Sir John Simon.
8. Selbstmord des Riesenbetrügers Stavisky, Umbesetzung in der französischen Regierung.
10. Der Reichstagsbrandstifter van der Lubbe hingerichtet.
12. Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit beschlossen.
16. Goslar Sitz des Reichsnährstandes.
22. Neues Jagdrecht in Preußen.
26. Zehnjähriger Friedenspakt Deutschlands mit Polen.
27. In Frankreich Rücktritt der Regierung Chautemps. Daladier die neue Regierung.
30. Reichstagsrede Adolf Hitlers, Annahme des Gesetzes über Reichsreform.

Februar:

3. Französische Regierungskrise nach dem Rücktritt des Polizeipräfekten Chiappe.
4. Der Balkanpakt paraphiert.
5. Dollfuß droht gegen Deutschland mit der Anrufung Genfs.
6. Verordnung über die Schaffung einer deutschen Staatsangehörigkeit. Blutige Zusammenstöße in Paris.
7. Neue Verfassung für die deutsche Studentenschaft. Daladier tritt zurück, Doumergue neuer Regierungschef.
9. Feierliche Unterzeichnung des Balkanpakts.
10. Arbeitsdienstpflicht für Abiturienten eingeführt; Erlaß des Reichsjustizministers über den Uebergang der Justizhoheit auf das Reich.
11. Devalvation der Tschechenkrone angekündigt.
12. Roter Aufstand in ganz Oesterreich: Auflösung der sozialdemokratischen Partei, heftige und verlustreiche Kämpfe in den Wiener Arbeiterquartieren; Generalstreik in Frankreich.
14. Aufhebung des Reichsrats und der Ländervertretungen beim Reich; Freiherr v. Neurath überreicht dem französischen Botschafter Deutschlands Antwort auf das Abrüstungs-Memorandum.
15. Die obersten NSDAP-Stellen werden den obersten Reichsbehörden rechtlich gleichgestellt. In Oesterreich Marxistenaufstand niedergeschlagen, die ersten Standgerichtsurteile, Flucht der Marxistenführer
17. Mächte-Erklärung über Oesterreichs Unabhängigkeit.
18. Tod des Belgierkönigs Albert I.
20. Die deutsche Wehrmacht erhält das Hoheitszeichen der NSDAP. Lordsiegelbewahrer Eden bei Hitler.
21. Tod des Gerichtsrats Prince (Stavisky Affäre).
23. Thronbesteigung des neuen Belgierkönigs Leopold III.
25. Massenappell der NSDAP-Amtsträger: über eine Million auf Adolf Hitler vereidigt.
27. Der 1. Mai zum deutschen Nationalfeiertag erklärt.
28. Hilfswerk „Mutter und Kind" verkündet.

März:

1. Bildung der Deutschen Front an der Saar. Mandschurei Kaiserreich, Thronbesteigung Pu Yis.
5. Befreiung der Tscheljuskin-Leute von der im Nordmeer treibenden Eisscholle durch den russischen Flieger Ljapidewski.
6. Adolf Hitler spricht in Leipzig bei der Grundsteinlegung zum Richard Wagner-Nationaldenkmal.
7. Abkommen über den Abbruch des deutsch-polnischen Zollkrieges.
12. Staatsstreich in Estland, Auflösung der Freiheitskämpferverbände durch die Regierung Paets.
13. Gesetz über den organischen Aufbau der deutschen Wirtschaft. Francois-Poncet wiederum bei Neurath.
17. Im Memelgebiet Verhaftung deutscher Volkstumsführer. Unterzeichnung der „römischen Protokolle" durch Italien, Oesterreich und Ungarn.
18. Veröffentlichung des deutschen Memorandums über die Abrüstungsfrage.
20. Königin-Mutter Emma von Holland gestorben. Die USA verzichten auf die Philippinen.
22. Krieg zwischen Ibn Saud und dem Iman von Yemen.
23. 13 neue deutsche Gesetze zur Förderung der Wirtschaft und Hebung der Kaufkraft. Die französische Regierung lehnt endgültig Englands Abrüstungsplan ab.
24. Rohstoffe und Halbfabrikate in Deutschland gesetzlich unter Staatskontrolle gestellt.

April:

2. Der USA-Finanzmann Samuel Insull in Istambul verhaftet.
4. In Frankreich 14 Finanzgesetze: Gehaltsabbau, Pensionskürzungen.
10. Offiziersverschwörung gegen König Carol in Rumänien.
14. Denkschrift der „neutralen Länder" über die Abrüstungsfrage.
15. Trotzki auf französischem Boden entdeckt.
18. Infolge der ernsten deutschen Devisenlage Herabsetzung der Freigrenze auf fünfzig Mark
19. Bulgariens Ministerpräsident Muschanow in Berlin.
21. Reichsführer Himmler von Göring zum Leiter der Geheimen Staatspolizei berufen. Barthou begibt sich nach Warschau.
23. Joachim von Ribbentrop zum Beauftragten für Abrüstungsfragen ernannt.
25. Deutschland lehnt die diplomatische Aktion Rußlands für die Garantie der baltischen Staaten ab.
25. Rücktritt der spanischen Regierung Lerroux, Samper bildet ein neues Kabinett.
28. Barthous Besuch in Prag.
30. Fortgang der Reichsreform: Reichsinnenminister Dr. Frick auch preußischer Innenminister, preußischer Kultusminister Rust auch Reichserziehungsminister. Die neue österreichische Bundesverfassung bekanntgegeben.

Mai:

1. Deutscher Nationalfeiertag, Riesenkundgebungen in ganz Deutschland, Hitlerrede auf dem Tempelhofer Feld. — Unterzeichnung des österreichischen Konkordats.
2. In Deutschland Strafvorschriften gegen Hoch- und Landesverrat verschärft; Beginn der Versammlungsaktion gegen Nörgler und Kritikaster.
10. Ribbentrop verhandelt in London mit Simon und Eden.
13. Im evangelischen Kirchenstreit bilden sich die ersten „freien Bekenntnissynoden".
16 Uebergang Lettlands zur autoritären Staatsform, Diktaturregierung Ulmanis.
19. In Bulgarien kommt die autoritäre Regierung Georgieff ans Ruder; Sabotageversuche gegen die österreichischen Eisenbahnen.
22. Roosevelts berühmte „Silberbotschaft".
23. Sowjetbotschafter Chintschuk zurückgetreten, Nachfolger Suritz.
24 Masaryk in Prag zum dritten Male zum Staatspräsidenten gewählt.
25. Deutschland-feindliche Kammerrede Barthous.
30. Ende der Transferkonferenz in Berlin.

Juni:

5. Hindenburg begibt sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Neudeck.
7. In Litauen mißglückter Militärputsch von Woldemaras.
9. Die diplomatischen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei aufgenommen.
11. Auch Rumänien spricht die Anerkennung der Sowjetunion aus.
12. Italien legt zwei 35 000 Tonnen-Schlachtschiffe auf Kiel.
14. Hitler trifft sich mit Mussolini in Venedig; Dr. Schacht verkündet in Anbetracht unserer Devisenknappheit Einstellung des Zinsentransfers. — Dr. Goebbels in Warschau, Unterredung mit Pilsudski.
15 Ermordung des polnischen Innenministers Pieracki.
16. Fortgang der Reichsreform; Reichsjustizminister Gürtner auch preußischer Justizminister, Minister Kerrl Reichsminister ohne Geschäftsbereich.
19. Göring warnt im preußischen Staatsrat jene Elemente, die mit einer zweiten Revolution spielen; Verordnung über den Aufbau des deutschen Handwerks.
21. Adolf Hitler in Neudeck bei Hindenburg.
22 Devisenrepartierung der Reichsbank.
25. Rudolf Heß-Rede gegen die „zweite Revolution ohne Befehl Adolf Hitlers".
28 Memelpräsident Dr. Schreiber amtsenthoben, das Memeldirektorium wird großlitauisch.
29. Adolf Hitler begibt sich auf eine Besichtigungsreise nach Westdeutschland; Gesetz zur Ordnung der Getreidewirtschaft.
30. Adolf Hitler greift mit eiserner Hand in der SA durch Erschießung des Stabschefs Röhm und seiner Mitverschworenen, gewaltsames Ende des früheren Reichskanzlers Schleicher. Im ganzen wurden 77 Mann erschossen, drei endeten durch Selbstmord.

Juli:

3. Adolf Hitler vor dem Reichskabinett: Gesetz über d. Rechtsgültigkeit der staatlichen Notwehrmaßnahmen vom 30. Juni; Vollmachten für den Reichswirtschaftsminister. Prinzgemahl Heinrich der Niederlande gestorben.
5. Das siamesische Königspaar bei Hindenburg in Neudeck.
7. Oberst Hierl Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst.
8. Rudolf Heß richtet von Königsberg aus einen Friedensappell an die Frontkämpfer der ganzen Welt.
9. Deutscher Schritt in der Memelfrage.
13. Reichstag in der Kroll-Oper: Adolf Hitlers großer Rechenschaftsbericht über den 30. Juni.
14. 1. Sitzung des Volksgerichtshofes.
15. Hindenburg stiftet das Ehrenkreuz für Kriegsteilnehmer.
16. Generalstreik in den USA.; sozialistisch-kommunistische Einheitsfront in Frankreich.
18. Alle industriellen Erzeugnisse unter das deutsche Rohstoffgesetz gestellt.
25. Handstreich gegen die österreichische Regierung: Dollfuß ermordet, die Minister zeitweise gefangen, Standrecht über ganz Oesterreich.
27. Herr von Papen zum Sondergesandten für Wien ernannt.
28. Italienische Truppenzusammenziehungen in den Alpen.
30. Bildung der österreichischen Regierung Schuschnigg.
31. Hinrichtung der Dollfuß-Mörder Planetta und Holzweber.

Die „gefährlichste" Feindin Friedrichs des Großen.

Elisabeth I. von Rußland.

Der französische Gesandte am Petersburger Hof schrieb im Jahre 1760: „Unmöglich könnte man sich besser befinden, als die Kaiserin, unmöglich auch in ihrem Alter frischer aussehen, bei einem Leben, das geradezu darauf eingestellt ist, ihre Gesundheit zu untergraben. Sie macht die Nacht zum Tage, oft genügen ihr zwei, drei Stunden Schlaf ...!"

Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, diese hartnäckigste und gefährlichste Feindin Friedrichs II., die am 29. Dezember vor 225 Jahren geboren wurde, besaß in der Tat eine unverwüstliche Lebenskraft. Sie führte ein tolles Dasein, seit sie nach der Revolution 1741 den Thron ihres Vaters bestiegen hatte. Eine Frau nach dem Herzen ihres Volkes, das sie ihrer Schönheit und ihrer nach außen betonten Frömmigkeit wegen vergötterte und dem sie seine Anbetung mit einer stürmischen Liebe vergalt. Dieses Gefühl war nur natürlich, denn diese Selbstherrscherin aller Reußen vereinigte in ihrer Person alle Gegensätze der asiatischen Volksseele: die Weichheit, die ihr die Anwendung der Todesstrafe verbot und die sie jedesmal aus der Hauptstadt trieb, wenn ein größeres Strafgericht über Verschwörer oder Menschen, die sie dafür hielt, stattfand, die Rohheit, — hat sie doch auf einem Ball eine der vornehmsten Frauen des Reiches, die eine gleichfarbige Rose, wie sie selber im Haar trug, so geohrfeigt, daß diese ohnmächtig wurde und ließ sie doch Frauen, die sie für schuldig hielt, in der unmenschlichsten Weise auspeitschen und ihnen die Zunge abschneiden — eine unglaubliche Energielosigkeit, über die ihre Minister in Verzweiflung gerieten, weil sie tage- und wochenlang nicht dazu zu bringen war, ihre Unterschrift unter die wichtigsten Aktenstücke zu setzen, und daneben dieselbe Hartnäckigkeit und derselbe passive Widerstand, die auch den russischen Soldaten im siebenjährigen Kriege auszeichnete.

Zu alledem fehlte es ihr an jeder Selbstdisziplin: das drückte sich ebenso in ihren zahllosen Liebschaften wie in ihrer Bigotterie aus, die die unglaublichsten Formen annahm; so, wenn sie auf ihren Pilgerfahrten abends noch nicht weit genug gegangen war und sich nun im Wagen zurückfahren ließ, um am nächsten Morgen wieder an derselben Stelle anzufangen, die sie tags zuvor erreicht hatte. Diese ängstliche Frömmigkeit hing zweifellos mit der Furcht vor Verschwörungen zusammen, die die Kaiserin, die ja auch durch eine solche zum Thron gelangt war, nie verließ.

Ein phantastisches Schaukelspiel der Gefühle: vom Ball eilte sie zur Kirche, von ernster Staatsratssitzung zum ausgelassensten Vergnügen, und manche Liebesabenteuer erfolgten gerade auf ihren Pilgerzügen, wie das mit dem eleganten französischen Gesandten La Chetardie, mit dem sie in engster Gemeinschaft bei einer dieser Gelegenheiten lange lebte. Endlich besaß die Kaiserin in höchstem Maße jene Verstellungskunst, die sie gerade ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit dann am lebendigsten entwickeln ließ, wenn sie schon entschlossen war, den, an den sie sie verschwendete, in Ungnade fallen zu lassen.

Die Mittel ihres ungeheuren Reiches benutzte sie mit der Unbefangenheit absoluter Herrscher vor allem für ihre Privatzwecke; u. a. fanden sich in ihrem Nachlaß nicht weniger als 15 000 Toiletten, und sie trug jede nur ein Mal. Allerdings waren oft keine Gelder in dem Schatz vorhanden, da der Staatsapparat nicht funktionierte. Der preußische Gesandte berichtet 1742: „Alle Kassen sind leer. Die Offiziere haben seit zehn Monaten keinen Sold erhalten. Die Admiralität braucht 50 000 Rubel, hat aber keinen Pfennig." Als 1745 ein russisches Heer in Ostpreußen einrücken soll, fordert sein Befehlshaber vergeblich Lebensmittel, Munition, ja selbst Soldaten an: das Reich, das bei Elisabeths Tod wenigstens auf dem Papier über 600 000 Mann verfügte, sandte ihm 80 Sträflinge.

Der allmächtige Günstling Schuwalow kennzeichnet den Zustand des Reichs dem Kanzler Woronzow 1762: „Kein Befehl wird ausgeführt, die kaiserliche Macht nicht beachtet, das Recht nicht geschützt!" Dafür wird westliche „Kultur" eingeführt, nämlich im wesentlichen französische Luxusartikel und die „Sitten" des Rokoko bei gleichzeitiger ungeheurer Primitivität aller Lebensverhältnisse in den unteren Volksschichten, aber auch ihrer Gefühle In einem Monat brannten in Moskau und einigen anderen Städten zusammen 1707 Häuser mit 40 Kirchen, Krankenhäuser und Schulen sowie 94 Läden nieder, im nächsten in einer Stadt 35, einer anderen 205 Häuser, und so geht es weiter. Trotzdem nahm das Volk vielfach für die Brandstifter Partei Im kaiserlichen Sommerpalais fror man im großen Saal noch im Mai entsetzlich, und Elisabeth mußte ihre letzten Tage in ihrem alten, aus Holz gebauten Winterpalast trotz ihrer irrsinnigen Angst vor einem Brand zubringen, weil die Kosten für einen Neubau unerschwinglich waren.

Und trotz aller dieser Zustände, trotz der Bestechlichkeit aller Beamten bis zu den höchsten Würdenträgern, trotz der Verkommenheit des Adels und der Unzulänglichkeit der Heerführer war Rußland der gefährlichste Feind Friedrichs des Großen. Er hatte es zuerst gefürchtet und überschätzt und demzufolge Elisabeths Freundschaft gesucht, dann sich durch Bündnisse gegen ihre Macht geschützt, endlich sie geringgeschätzt und sich sicher im persönlichen Gespräch — bestimmt nicht schriftlich — spöttisch über sie geäußert. Und Elisabeth vergalt ihm dies Verhalten mit einem abgründigen Haß. Sie war es, die jeden Versuch Frankreichs und Oesterreichs, zum Frieden zu kommen, vereitelte. Sicherlich trug dazu auch ihre Abneigung gegen Friedrichs Freidenkertum und sein schlechtes Verhältnis zu seiner Frau bei, obwohl sie selber ihren morganatischen Gemahl Rasumowski dauernd betrog.

Selbstverständlich bedingten auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Rußlands Teilnahme am Krieg, sein Ausdehnungsverlangen nach Westen — eine ganze Weile spukte die Idee der Eroberung Ostpreußens und seines Tausches gegen ein Stück der Ukraine, das zu Polen gehörte. Jedenfalls waren die Folgen des Beitritts zum österreichisch-französischen Bund für Preußen katastrophal. Ostpreußen wurde eingenommen, Küstrin ging in Flammen auf, das Heer Friedrichs wurde in der Schlacht bei Kunersdorf fast vernichtet, Berlin gebrandschatzt. Kein Zweifel, daß, wenn Russen und Oesterreicher sich verstanden hätten, Friedrich verloren gewesen wäre. Wie schlimm die Lage 1760 war, geht aus einer Aeußerung seinem Vorleser de Catt gegenüber hervor: „Fast ist es eine Dummheit, daß ich noch lebe." Und noch 1762 hielt er die Lage gerade wegen der Russen für so verzweifelt, daß er an Finkenstein schrieb: „Wenn diese Hoffnung (auf eine Hilfe von Seiten der Türken) fehlschlägt, dann muß man daran denken, meinem Neffen durch Verhandlungen die Trümmer zu retten, die uns die Habgier unserer Feinde läßt ... Seien Sie überzeugt, sähe ich irgend eine Möglichkeit, selbst mit den größten Gefahren den Staat auf seine alten Grundlagen zu stellen, ich würde Ihnen so nicht schreiben."

Immer wieder während des Krieges hat Friedrich versucht, mit Elisabeth wiederum anzuknüpfen. Nie gelang es. Diese Frau, die sich sonst ungemein wenig um die Staatsgeschäfte kümmerte, zuweilen geradezu eine Abneigung gegen die äußere Politik empfand, und ihre Führung gern ihren Kanzlern überließ, sah augenscheinlich in der Vernichtung Friedrichs einen Teil ihrer Lebensaufgabe. Daß sie ihn nicht niederzwingen konnte, daran war vor allem ihre eigene Krankheit, die von 1760 an sie immer stärker hemmte, und die damit und dem Thronwechsel in Verbindung stehende Zauderpolitik ihrer Umgebung schuld. Denn, von dem Augenblick an, wo sie 1757 auf offener Straße in eine lange Ohnmacht fiel, war die Frage, was nach ihrem Tode werden sollte, nicht mehr verstummt. Man wußte ja, daß der Thronfolger nicht nur den Preußenkönig bewunderte und liebte, sondern auch Friedrichs bester Spion war, daß seine Gemahlin zum König Beziehungen unterhielt. Warum sollten sich gerade die höchsten Würdenträger von vornherein bei dem künftigen Zarenpaar unmöglich machen? Dazu kam die unglaubliche Unfähigkeit der Heerführer, die durch ihre unsinnigen Befehle alles verdarben, was die Tüchtigkeit des gemeinen Soldaten zu Wege brachte.

So ist Elisabeth 1762 nach langem Krankenlager gestorben, ohne das Ziel der Vernichtung Friedrichs erreicht zu haben. Der Kampf zwischen beiden bedeutet den ersten vergeblichen Versuch des Slawentums, ein Stück des deutschen Koloniallandes im Osten wiederzunehmen.

1800 Frontkämpfersiedlerstellen errichtet.

Berlin, 27. Dezember.

Die NS-Kriegsopferversorgung stellte zu Beginn des Jahres 1934 für dieses Jahr die Errichtung von 1000 Frontkämpfersiedlerstellen in Aussicht. Dieses Versprechen ist nicht nur gehalten, sondern durch die Tat nahezu verdoppelt worden. Die Zahl der im Jahre 1934 von der NS-Kriegsopferversorgung errichteten Siedlungshäuser beträgt, wie das „Ndz" meldet, rund 1800. Den größten Anteil daran haben die Kurmark mit 340 Häusern und Bayern mit 312 Häusern. Auf die Nordmark entfallen 222, auf Sachsen 215, auf Ostpreußen 76, auf Niedersachsen 74, auf Mitteldeutschland 62 und auf Baden 40 Häuser. Das Siedlungswerk soll auch im Jahre 1935 mit aller Kraft fortgesetzt werden.

Modernisierung der englischen Territorialarmee.

£ **London, 29. Dezember.**

Wie der militärische Mitarbeiter des „Daily Telegraph" berichtet, sind bedeutsame Aenderungen in der Organisation der Territorialarmee geplant. Sie zielen darauf ab, die „Bürgerwehr" der modernen Kriegsführung anzupassen und sie für die Aufgaben der Landesverteidigung geeigneter zu machen. Im Januar sollen die Vorschläge den führenden Territorialoffizieren auf einer Konferenz vorgelegt werden. Ein wichtiger Punkt des Planes soll sich auf die Umwandlung eines wesentlichen Teiles der Londoner Territorialdivisionen in Luftwehrabteilungen zum Schutze der Hauptstadt und ihrer Umgebung beziehen. Der Mitarbeiter berichtet, die größte Umstellung sei im Gebiete der Hauptstadt zu erwarten. Die Vorschläge bezögen sich auch auf alle anderen Landesteile, besonders die Küstenbezirke. Man glaube, daß ein hinreichendes Netz der Luftverteidigung mehr als hundert neue Gruppen mit Flugzeugabwehrgeschützen und Scheinwerfern und ein Personal von ungefähr 40 000 Offizieren und Mannschaften erfordern würde. Der einzige Weg, die Unkosten zu vermindern, bestehe darin, keine neuen Truppenkörper aufzustellen, sondern einen Teil der jetzigen Territorialarmee umzuwandeln. Zu Gunsten einer solchen Politik werde darauf hingewiesen, daß die bestehenden 14 Territorialdivisionen, die von der Haldane-Organisation von 1908 herrühren, den Aufgaben des modernen Krieges nicht mehr angepaßt seien. Gegenwärtig besitze London nur zwei Luftabwehrbrigaden, von denen jede zwei Abteilungen Luftwehrbatterie und ein Scheinwerferbataillon umfasse. Sie genügten aber nur zur Verteidigung des inneren Ringes. Anscheinend werde geglaubt, daß die Umwandlung von zwei Infanteriebataillonen, oder falls die Rekrutierung sich nicht bessere, von dreien oder einer ganzen Infanteriebrigade für die Bildung einer modernen Luftabwehrbrigade genügen würde.

Neue Kampfflugzeuge für die britische Luftflotte.

£ **London, 28. Dezember.**

Zu Beginn des neuen Jahres wird sich das britische Luftfahrtministerium für einen neuen Typ eines Kampfflugzeuges entscheiden. Vier verschiedene Typen werden gegenwärtig ausgeprobt. Die neuen Maschinen sollen eine Stundengeschwindigkeit von über 400 km besitzen. Zwei von ihnen sind Eindecker und die beiden anderen Doppeldecker. Einer der Eindecker hat ein einziehbares Untergestell. Einer der Doppeldecker ist mit vier Maschinengewehren statt der üblichen zwei Maschinengewehre ausgerüstet. Das Ministerium beabsichtigt, nach erfolgter Wahl ein Geschwader Flugzeuge des ausersehenen Typs bauen zu lassen und die Maschinen dann einer strengen praktischen Prüfung zu unterziehen, bevor weitere Bestellungen vergeben werden.

Senkung der Beamtengehälter in Belgien.

DNB **Brüssel, 27. Dezember.**

Die Regierung hat heute die vom letzten Ministerrat beschlossene Verordnung über die Senkung der Beamtengehälter veröffentlicht. Danach werden die Gehälter der Beamten, Angestellten und Arbeiter in den öffentlichen Betrieben für das Jahr 1935 um 5 Proz. herabgesetzt. Gleichzeitig wird bestimmt, daß die für 1934 beschlossene 5%ige Gehaltssenkung für das Jahr 1935 in Kraft bleibt, so daß gegenüber Anfang 1934 das Gehaltsniveau in den öffentlichen Betrieben nunmehr um 10 Prozent gesenkt wird. Gleichzeitig werden die Wohnungsgeldzuschüsse und Familienzulagen herabgesetzt. Ferner hat die Regierung eine Revision der Altersversorgung der Bergarbeiter beschlossen. Inzwischen sind auch die Verordnungen über die Kontingentierung der ausländischen Arbeitskräfte und die Beschränkung der Frauenarbeit in der Industrie sowie die Bestimmungen über die Hinzuziehung der Arbeitslosen zur Ausführung öffentlicher Arbeiten in Kraft getreten. Die marxistische Oppositionspartei hat gegen diese Maßnahmen der Regierung in den Weihnachtstagen eine heftige Aktion eingeleitet.

Die Türplakette des WHW für den Januar.



Unser Bild zeigt die neue Türplakette, die allen Spendern für das Winterhilfswerk im Januar ausgehändigt und in den nächsten Tagen an allen deutschen Türen zu sehen sein wird.

Die Sowjetregierung sucht vergrabene Schätze.

(!) **Paris, 27. Dezember.**

Das „Journal" bringt ein sensationelles Gerücht über ein Angebot der Sowjetregierung an die im Ausland lebenden Russen. Die Sowjetregierung soll den Flüchtlingen 40 v. H. derjenigen Schätze versprochen haben, die von diesen während der russischen Revolution auf russischem Boden vergraben und versteckt worden seien, wenn sie diese Verstecke der Sowjetregierung angeben würden, so daß die Schätze zu Tage gefördert werden könnten. Ein Privatdetektiv aus Belgrad soll angeblich einen Vertrag mit der Sowjetbotschaft in Berlin unterzeichnet haben und sich bereits in Rußland befinden, um gewisse Schätze zu suchen, die von nach Belgrad geflüchteten Russen vor Verlassen ihrer Heimat vergraben worden seien.

Das Blatt hat sich an den in Paris lebenden früheren russischen General Miller gewandt und ihn um Auskunft gebeten. General Miller erklärt, er habe von anderer Seite nichts über derartige Absichten erfahren und glaube nicht daran. Außer materiellen Schätzen hätten die nach der Revolution geflüchteten Russen auch ideelle Schätze versteckt, nämlich die Fahnen der zaristischen Regimenter, die die Sowjets nie bekommen würden. Im übrigen glaube er nicht an die Vertragstreue der Sowjetrussen. Wenn sie auch den russischen Flüchtlingen 40 Prozent der Schätze versprächen, würden sie doch nach Auffindung irgend einen Vorwand benutzen, um die Beschlagnahme anzuordnen.

Schwarze Pest in Kiangsu.

DNB **Schanghai, 29. Dezember.**

In der Umgebung von Hwaingan in der Provinz Kiangsu, etwa 200 Kilometer nördlich von Nanking, sind Tausende von Menschen an der schwarzen Pest erkrankt. Viele sind bereits gestorben. Der Zentralwirtschaftsrat hat von Nanking sämtliche verfügbaren Aerzte in das Seuchengebiet entsandt. Die Provinzbehörden haben weitere Hilfsexpeditionen in Marsch gesetzt.

Selbstmord aus Furcht vor Politik.

(!) **Paris, 26. Dezember.**

In Liffré hat sich ein 30jähriger Grundbesitzer erhängt, weil er in den Gemeinderat gewählt werden sollte. Der Grundbesitzer, der als Vater von zwei Kindern in sehr glücklicher Ehe gelebt hatte, hatte sich bisher stets geweigert, sich irgendwie mit Politik zu befassen. Als er am Samstag erfuhr, daß er trotzdem endgültig auf die Kandidatenliste für die kommende Gemeinderatswahl gesetzt worden sei, erhängte er sich vor Kummer in seiner Scheune.

Acht Tage Skandal

Roman von Ole Stefani.

Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München, Sendlinger-Straße 80. (Nachdruck verboten.)

7)

7.

„Es hat sich angehört, als ob jemand in der Ferne eine Tür zuhaut!" sagen einige.

Andere erzählen, sie wären von einem Knall erwacht, der entsteht, wenn das Benzingas durch ein verschmutztes Ventil hindurchschlägt.

Jensen, der Portier, der es auch hörte, um 2 Uhr nachts, hatte nicht recht gewußt, wo das Geräusch herkam. Er hatte aber angenommen, bei der Sägemühle weiter unten an der Landstraße hätte der Nachtwind eine der Latten umgeworfen. Das kam vor. Er hatte eine Weile gehorcht, dann war er aber wieder eingeschlafen. —

Eine Tür, die zuschlägt — ein puffender Motor — ein Brett, das fällt — „kleine Malheurs, harmlose Störungen — sie gehen uns nichts mehr an!" — wie Silbermann von den Ereignissen des Nachmittags gesagt hatte.

Für dieses Mal war es aber ein Revolverschuß gewesen.

Der Nachmittag und alles, was sich da zugetragen hatte, gewann ein anderes Gesicht. Nun wurde alles gesammelt und aufgeschrieben und sollte in sinngemäßen Zusammenhang gebracht werden.

Schwer genug. Kommissar Hanus kratzte sich den Kopf. Kommissar Hanus ist einer der fähigsten Burschen der ganzen Kopenhagener Zentrale. Kein Genie zwar, aber ein zuverlässiger und gewissenhafter Beamter. Er hat einen rostroten Schnauzbart und einen auffallend viereckigen Kopf. Ueber den fährt er mit der Hand, wenn er nachdenklich ist, und beginnt ihn mit kleinen Kreisbewegungen zu massieren. Und wenn Eriksen dann gerade in der Nähe ist, sieht er Eriksen erwartungsvoll dabei an.

Der Kommissar Eriksen ist so lang und dünn wie sein von allen Seiten aufgenommen, nun war der Tote ins lange Nase und spürende helle Vogelaugen. Wenn er geht, so tut er das mit seltsam ruckartigen Bewegungen. Die beiden Männer arbeiten sich einander gemäß ihrer verschiedenen Veranlagung gut in die Hand ... Was Hanus' langsame, bedächtige Art nicht zuwege brachte, fand Eriksen manchmal, wenn er rasch zupickte, wie ein Huhn. Damit ist leider durchaus nicht gesagt, daß sich die beiden immer und in jedem Moment vertragen. Eriksens Tempo geht seinem Kollegen oft genug auf die Nerven und dann — aber wir werden später noch Gelegenheit haben, das zu beobachten. —

Die Mordkommission hatte den Fundort und die Leiche Haus gebracht worden und der beigeordnete Staatsanwalt diktierte dem Schreiber das Protokoll. Hanus und Eriksen saßen in der Bar, die sich zum Vernehmungszimmer gewandelt hatte, und fragten die Leute aus. Der Baartisch stand leer und die bunten Flaschen und die Nickelgeräte in den Regalen des Büfetts sahen wunderlich genug aus und paßten zu der veränderten Szene ebensowenig wie die Radierungen von Sportgirls an den zierlich strohüberflochtenen Wänden. — Sie hatten mit Evans begonnen. Außer Jensen war er der einzige, der den Mann gesprochen hatte. Sie nannten ihn Morris; mit dem Namen, den er Evans angegeben hatte. Sie hörten sich schweigend den Bericht des Leutnants an und Hanus notierte sich manches. Erst als Evans fertig war, fing der Kommissar an zu fragen.

„Sie sagten, der Mann habe Geld bei sich gehabt?"

„Ja — eine Menge."

„Wieviel — schätzungsweise?"

„Schätzungsweise ein paar hundert Pfund. Vier oder fünf, denke ich."

„Englische Banknoten?"

„Jawohl. — Er trug sie in einer fettigen zinnoberroten Brieftasche."

„— Und er verriet Ihnen nicht, was er Ihnen eigentlich zu sagen habe?"

„Kein Wort. Er meinte nur, ich würde das größte Interesse daran haben."

„Sie allein — oder auch andere Personen?"

„Er sprach nur von mir."

„Herr Leutnant Evans, hatten Sie den Eindruck, daß es sich um eine Sache handeln könne, welche — nun sagen wir mal: welche speziell mit dem Golfklub selbst etwas zu tun hätte? . . Denn es ist doch auffällig, daß er Sie hier draußen aufsuchte und nicht in der Stadt!"

Vielleicht wußte er, daß ich vorhatte, ein paar Tage hier draußen zu bleiben."

„Aha . . konnte er das in seiner Stadtwohnung erfahren haben?"

„Leicht möglich. Mein Diener hätte ihm, falls er angerufen haben sollte, sicher die Auskunft erteilt."

„Schön. Und haben Sie persönlich irgendeine Vermutung, was Morris Ihnen zu sagen hatte?"

„Ich habe nach wie vor keine Ahnung!"

Hanus bohrte weiter. „Hätte es sich um eine Mitteilung handeln können, die sich auf Ihr dienstliches Leben bezog? . . . Oder gar auf Ihr privates? . . . Kann es sich um Politik gehandelt haben . . . oder um eine geschäftliche Angelegenheit?"

Evans lächelte: „Lieber Herr Kommissar, ich kann Ihnen beim besten Willen nichts darüber sagen. Nach den ersten Worten, die wir wechselten gewann ich die Ueberzeugung, daß ich es mit einem Verrückten zu tun hätte. Der Mann war doch total verwirrt. Ich rechnete deshalb kaum mehr mit einer vernünftigen Mitteilung. Ich erwartete eher etwas Phantastisches, Krankhaftes, Anormales zu hören."

„Ja, aber gestatten Sie — er zeigte Ihnen doch tatsächlich ein Kuvert, nicht wahr?"

„Das ist richtig. Aber der Himmel weiß, welchen Unsinn es enthalten haben mag."

„Wo ist das Kuvert?"

„Weiß nicht. Als ich mit Doktor Monsen raufkam, war es nicht mehr da."

„Sie nehmen an, er hat es mitgenommen?"

„Ja."

„Und Sie haben es nicht versehentlich eingesteckt oder in eine Schublade getan?"

„Ausgeschlossen."

„Ein geschlossenes, versiegeltes Kuvert?"

„Nein, die Siegel waren drauf, aber es war oben aufgeschnitten."

Eriksen hatte schon lange unruhig hin- und hergewippt. Jetzt griff er ein. „Der Mann kam nicht sofort herauf, nachdem er Ihnen telephonisch gemeldet war?"

„Nein — durchaus nicht. Ich wartete eine ganze Weile, schließlich ging ich hinunter, hörte aber, daß er inzwischen oben sein sollte, lief wieder hinauf und da stand er in meinem Zimmer über meinem Schreibtisch gebeugt."

„Ach so. Der Mann ist also gerade die Dienerschaftstreppe hinaufgekommen, während Sie zur selben Zeit die Haupttreppe hinuntergingen?"

„Das ist unmöglich, meine Herren. — Ja, ich will Ihnen erklären, warum. Denn als ich unten im Vestibül vor die Portierloge kam, saß Jensen, der ihn hinaufbegleitet haben will, schon darin. Evans legte sich mit dem Oberkörper über den Tisch und redete in seiner energischen Jungensweise darauf los. „Nun passen Sie mal auf. Nehmen Sie an, daß Jensen ihn über die Dienertreppe bis vor mein Zimmer in einem Moment gebracht hat, wo ich schon auf der Treppe war und die beiden nicht mehr sehen konnte. Dann hätte Jensen erst oben die Tür zur Dienertreppe wieder verschließen müssen — das tut er immer, wenn jemand Fremdes im Haus ist, weil dann jeder Fremde beim Fortgehen die Haupttreppe benutzen und so an seiner Loge vorbeigehen muß. Das hätte aber soviel Zeit gebraucht, daß Jensen mich, der ich ja schon auf der vorderen Treppe unterwegs war, unmöglich in der Weise konnte! — Haben Sie das verstanden?"

„Natürlich! Ausgezeichnet!" rief Hanus aus, indem er sich vor Begeisterung den Schädel massierte! „Aber wenn er nun vergessen hat, die Treppentür oben abzuschließen?"

„Er hat es aber getan, Herr Kommissar! Als ich sie nachher prüfte, während sich Doktor Monsen in meinem Zimmer aufhielt, war sie zu."

„Wir wollen gleich mal Jensen rufen. Würden Sie so gut sein und noch einen Augenblick warten, Herr Leutnant?" —

Jensens Verfassung, als er eintrat, war eine bedeutend bessere als am gestrigen Tage. Er sah zwar, wie die meisten, etwas hohläugig aus von den Aufregungen des frühen Morgen, doch nahm er vor den beiden Beamten eine stramme Haltung ein.

Nach Aufnahme der Personalien begannen ihn die Kommissare auszufragen und er erzählte ihnen dasselbe, wie tags zuvor dem Leutnant: er habe den Mann, nachdem ihm Evans telephonisch die Erlaubnis dazu gegeben habe, über die Dienertreppe bis vor Evans' Zimmer gebracht, habe geklopft und dem Mann die Tür geöffnet und sei dann wieder über die Dienertreppe, deren Tür er hinter sich verschlossen habe, hinunter in seine Loge gegangen.

Die Beamten sahen sich ratlos an und Evans schüttelte den Kopf. „Sind Sie bestimmt vor meiner Tür gewesen, Jensen? — Ich weiß doch genau, daß ich mir nach Ihrem Anruf noch meine Pfeife stopfte und noch eine Weile aus dem Fenster sah. Erst dann ging ich zu Ihnen hinunter."

Der alte Jensen blieb bei seiner Aussage. „Ich bin unmittelbar, nachdem ich mit Ihnen telephoniert habe, mit dem Fremden hinaufgegangen!"

Man schwieg verständnislos. Eriksen malte ein Fragezeichen nach dem anderen auf seinen Bogen.

„Und was taten Sie dann?" fragte Hanus aufs Geratewohl weiter.

„Ich? Ja — Zunächst blieb ich in der Loge — und später ging ich noch in die Küche und holte mir eine Flasche Bier!"

„So!" rief Evans aus — in so zweideutigem Ton, daß Jensen über und über rot wurde. Eriksen sah von einem zum andern und begriff.

„Sie haben gestern getrunken?" fragte er schnell.

Jensen antwortete gedrückt: „Jawohl, Herr Kommissar!"

„Schon vorher?"

„Gott — ja — eigentlich schon den ganzen Tag. Ich hatte Aerger zu Hause. Sie müssen entschuldigen — sonst kommt das bei mir nicht vor." Er hatte fast Tränen in den Augen.

„Schon gut!" brummte Evans und auch Hanus ließ das Thema fallen und fragte weiter: „Und dann gingen Sie wieder in Ihre Loge zurück?"

„Ja — nein — doch nicht gleich. Ich hielt mich noch eine Weile in der Küche auf, bis Niels kam und sagte, sein Rad sei weg."

„Der Hausdiener?"

„Ja — der Hausdiener."

Hanus rieb sich schon wieder den Kopf. „Was ist das mit dem Rad?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Haus, Hof und Garten.

Vom Gartenbau.

Schutz der Obstbäume vor Kaninchen und Hasen.

Wo Hasen oder wilde Kaninchen in die Gärten kommen oder Obstbäume auf freiem Felde und an öffentlichen Wegen stehen, da muß besonders dafür gesorgt werden, daß diese Tiere die Rinde der jungen Bäume im Winter nicht beschädigen können.



Wenn sie nämlich wenig Nahrung in Feld und Wald finden, benagen sie die Stämme so hoch, wie sie reichen können, und die Bäume sind dann verloren, weil die Saftleitungen zur Krone unheilbar zerstört sind. Entweder muß man deshalb den ganzen Zaun des Gartens unten mit engmaschigem Drahtgeflecht bekleiden und dieses noch 30 Zentimeter tief in den Boden eingraben, oder man muß um sämtliche Bäume, deren Rinde die bösen Nager reizen könnte, Drahthosen befestigen.

Diese Maßnahme ist zuverlässig und schädigt niemals die Bäume, wie es manche Anstrichmittel tun, mit denen man es auch versucht hat. Auch das Einbinden der Stämme in Stroh ist nicht zu empfehlen, weil dieses zu fest abschließt und die Bäume verweichlicht. Solche Stämme bekommen später, wenn das Einbinden nicht mehr nötig ist, in strengen Wintern leicht Frostrisse und Frostplatten. Auch wollene Lappen, alte Säcke und dergl. sind zu verwerfen. Brauchbarer ist Nadelreisig. Auch dieses schließt anfangs zu dicht, scheint aber die Sonne im Frühjahr wärmer, lichtet es sich von selbst.

Keinerlei nachteilige Folgen sind bei Drahthosen zu befürchten. Sie können schnell umgelegt und entfernt werden und sind sehr haltbar. Man muß sie aber auch richtig anbringen. Dazu gehören Baumpfähle, an denen man das Geflecht festmacht. Unterläßt man dies oder nimmt man so weitmaschiges Geflecht, daß die Kaninchen zwischen den Drähten Netzmuster von den Stämmen abnagen können, wie das Bild es veranschaulicht, dann war die Arbeit umsonst.

Blumen im Heim.

Palmen im Zimmer.

In Wohnräumen stehen fast alle Palmen zu warm, wenn sie nicht täglich überbraust werden können. Es sind zwar Kinder der heißen Zone, aber in den Wintermonaten fühlen sie sich bei uns doch am wohlsten bei höchstens 15 Grad Celsius. Sehr wichtig ist ihnen das Licht, wenn sie auch jetzt eine gewisse Ruhezeit haben. Aus diesem Grunde ist das Wasserbedürfnis im Gegensatz zum Sommer viel geringer. Das Gießwasser soll mindestens die Zimmertemperatur haben. Man gieße nur, wenn die Erdoberfläche trocken zu werden beginnt, dann aber gründlich. Das sich im Untersatz sammelnde Wasser muß nach einer Weile weggegossen werden. Alle zwei bis drei Wochen entferne man mit einem feuchten Schwamm den Staub von den Blättern. Daß die Wedelspitzen nach und nach etwas zurücktrocknen, läßt sich bei Palmen im Zimmer auch bei sorgsamster Pflege kaum vermeiden, weil ihnen die Luft zu trocken ist. Verdorren ganze Blätter, ist meist Wurzelfäule die Ursache. Manchmal verstopfen auch starke Wurzeln das Abzugsloch und verursachen Kränkeln der Pflanze. Da man dem durch Verpflanzen jetzt nicht abhelfen kann, muß man versuchen, ein anderes Loch in den Topf zu bohren bei möglichster Schonung der Wurzeln.

Kleintierzucht.

Die Lüftung des Hühnerstalles.

Vögel sind Lufttiere, deshalb muß man auch im Winter dafür sorgen, daß die Luft im Hühnerstall stets frisch und rein ist. Erneuert sich die Stalluft nicht regelmäßig, dann wird der Raum dumpfig und ungesund. Die von den Hühnern ausgeatmete Feuchtigkeit schlägt sich bei Frostwetter als Reif an den Wänden nieder und beim nächsten Tauwetter sickert sie von der Decke und den Wänden herab und macht das Haus feucht. Es ist unumgänglich nötig, täglich im Winter, und zwar nicht zu sparsam, frische Luft einströmen zu lassen, was am besten geschieht, wenn man dem Geflügel durch Einstreuen von Futter Gelegenheit zu lebhafter Bewegung verschafft. An wärmeren, sonnigen Mittagen können unbesorgt Türen und Fenster, die nach Süden liegen, weit geöffnet werden, solange die Sonne in den Raum hineinscheint und Wärme spendet. Dabei vermeide man es, die Hühner der Zugluft auszusetzen. In kalten Winternächten muß selbstverständlich alles dicht verschlossen sein, ebenso bei windigem Wetter.

Rentable Kaninchenrassen.

Mißerfolge und Enttäuschungen erlebt man leicht in der Kaninchenzucht, wenn man sich zuviel von dem Verkauf von Jung- und Zuchttieren verspricht und sogar große Gewinne davon erhofft. Zu solchen falschen Voraussetzungen wird mancher Anfänger allerdings dadurch verführt, daß für die Zucht neuer Rassen geworben wird mit der Behauptung, deren Felle seien besonders wertvoll, während in Wirklichkeit nur Einzelstücke bester Beschaffenheit die versprochenen hohen Preise bringen und solche Qualitätsfelle unter Tausenden nur einmal vorkommen. Dieser irrtümlichen Einschätzung der Felle entsprechend werden die Tiere viel zu teuer bezahlt, und die Rechnung, durch den Verkauf von Jungtieren für die Zucht den Betrieb wirtschaftlich machen zu können, erweist sich als falsch, weil das sehr bald wachsende Angebot die Preise drückt.

Das Hauptziel der Kaninchenzucht sollte die Fleisch-, Fell- und Wollerzeugung sein, und im Hinblick darauf braucht man gar keine Rassen als besonders wirtschaftlich herauszustreichen. Wird nur die Fleisch- und Fellfrage in den Mittelpunkt der Zucht gestellt, kommt es darauf an, daß Frühreife und Frohwüchsigkeit schnell Fleisch liefern, die Körperform viel Muskulatur aufweist und damit reichlichen Fleischansatz ermöglicht, das Verhältnis von Lebend- zu Schlachtgewicht infolgedessen möglichst eng ist, die Tiere das im Handel am meisten begehrte Schlachtgewicht aufweisen, das Fell allen Anforderungen der Industrie inbezug auf Dichte, Unterwolle und Größe entspricht und die Zucht nicht durch die Beachtung besonderer Rassezeichnungsmerkmale belastet wird.

Da das Fleisch von Kaninchen unter 2 Kilogramm Schlachtgewicht nicht marktfähig ist, scheiden alle leichten Rassen aus. Sodann sind nur einfarbige Kaninchen zu wählen, und unter diesen wieder solche Rassen, die den genannten Forderungen inbezug auf Fleisch und Fell entsprechen. Am meisten sind da zu empfehlen: Weiße Riesen, Deutsche Widder, Französische Silber, Chinchilla, Blaue und Weiße Wiener und Angora.

Kalender für Geflügelzüchter 1935. Jahrbuch der Reichsfachschaften Landwirtschaftliche Geflügel- und Herdbuchzüchter sowie Ausstellungsgeflügelzüchter im Reichsverband Deutscher Kleintierzüchter. 37. Jahrgang. 576 Seiten. Mit 2 Farbtafeln und 111 Textabbildungen. Herausgegeben unter Mitwirkung bekannter Züchter von Fritz Pfenningstorff. Preis 75 Pfg. Verlag Fritz Pfenningstorff, Berlin W. 57.

Ein Kalender, auf den es wirklich angebracht ist, die Aufmerksamkeit unserer Leser, soweit sie Geflügelhalter und Züchter sind, zu lenken, ist der obige, der mit guter Ausstattung einen wirklich ebenso vielseitigen wie gediegenen Inhalt und bei einem Umfange von rund 600 Seiten, einen sehr niedrigen Preis verbindet. Er enthält viele recht gute und reich illustrierte Beiträge über Rassegeflügel, Kunstbrut, Küken-Aufzucht, Fütterung, Stallbauten, Hühner- und Tauben-Krankheiten, Vererbungsfragen usw., sowie eine Zusammenstellung der öffentlichen und privaten Lehranstalten, Frachtsätze, Portotarif und ein Verzeichnis von empfehlenswerten Züchtereien und Bezugsquellen für geflügelzüchterische und einschlägige Bedarfsartikel. Kurz, ein außerordentlich reichhaltiges Jahr-, Notiz- und Merkbuch, das bei seinem, wie nochmals betont sein mag, sehr niedrigen Preise beste Empfehlung verdient.

Gesundheitspflege.

Die Heilkraft von Früchtekuren.

In der modernen Medizin greift man immer häufiger bei Ernährungsstörungen der verschiedensten Art mit Früchtediät ein. Besonders schöne Ergebnisse wurden mit sogenannten Apfelkuren erzielt. Allerdings stellen sich manchmal bedeutende Schwierigkeiten beim Uebergang auf die gewöhnliche Kost ein. Wenn sich nämlich der Darm erst einmal an die Früchte gewöhnt hat, hält es anfänglich oft schwer, seine Tätigkeit wieder an die gewöhnliche gemischte Nahrung anzugleichen. Man muß eben nach den Früchtetagen nicht zuviel einseitige Schleime, Mehlabkochungen, Breie, Zwieback usw. verabreichen. Auch große Mengen von Vollmilch eignen sich nicht zur Uebergangsnahrung.

Bei der Früchtekur empfiehlt es sich, in den ersten Tagen ausschließlich rohe Früchte zu geben. Besonders bei Kindern ist der Erfolg dieser reinen Früchtetage oft ganz verblüffend. Der Appetit steigt, das Allgemeinbefinden bessert sich. Da die Früchte viel Ballaststoffe und schwer verdauliche Zellulose enthalten, stellen sie gleichzeitig ein hervorragendes Mittel zur Anstachelung der Darmtätigkeit dar. Wegen ihrer Salzarmut sind sie als hervorragendes Hilfsmittel zur Beseitigung von Schwellungszuständen aller Art zu betrachten. Der Organismus des Wassersüchtigen wird schnellstens ausgeschwemmt, das krankhaft gesteigerte Gewicht fällt in den ersten Tagen regelmäßig und beträchtlich. Falls bei Kindern wegen eines etwaigen schwächlichen Allgemeinzustandes ein solcher Gewichtssturz nicht erwünscht ist, empfiehlt es sich, schon am zweiten Tage 100 bis 600 g ungezuckerte Buttermilch als Zusatznahrung zu verabreichen. Auch Mandelmilch und Eiweißmandelmilch sind hervorragende Unterstützungsnahrungen.

Wie lange soll man nun eine vorwiegende Früchtediät geben? Bei Kindern heilen Darmstörungen in leichteren Fällen schon am Ende der zweiten Woche, bei schweren Dickdarmstörungen, die immer wieder zu Rückfällen neigen, müssen bei Zusatz von Leber, Fleisch, Eigelb- Milchprodukten solche Früchtekuren viel länger durchgeführt werden. Neben Darmstörungen sind auch Fälle von Nierenentzündung und Nierenbeckenerkrankungen mit Früchtediät zu behandeln. Bei Nierenkranken können außerdem zuckerhaltige Nahrungsmittel als Zusatznahrung verwandt werden, die bei Darmerkrankungen wegen der Gärungsvorgänge besser nicht zur Verabreichung kommen.

Bei der Auswahl der Früchte muß in erster Linie an rohen Apfelbrei gedacht werden; er wird sehr einfach hergestellt, indem man ganz reife, mürbe Aepfel schält, von Kernen und Kerngehäusen befreit und auf einer Glasreibe reibt. Von diesem Apfelbrei gibt man den Kindern zu jeder Mahlzeit 100—200 g, Erwachsenen entsprechend mehr. Falls großer Durst auftritt, empfiehlt sich als Getränk vorwiegend kalter Tee. Besonders bei zu Durchfall neigenden Darmkatarrhen tritt der Erfolg gewöhnlich sofort ein. Nach zwei reinen Apfeltagen empfiehlt es sich noch zwei bis drei Tage lang, ehe man zur Normalkost übergeht, eine eiweißreiche, gemüselose, milchsarme Uebergangsdiät einzuhalten. Quarkkäse, Fleischbrühe mit Reis und Fleisch, Bananen, rohes Gelbei mit Zitrone und Zucker, geringe Schinkenmengen ohne Brot und Wasserkakao werden den Hauptbestandteil dieser Uebergangsdiät bilden.

Es steckt eine bedeutende Heilkraft in unseren heimischen Früchten. Es ist anzunehmen, daß ihre Auswertung noch wesentliche Fortschritte macht, da die Anwendung von Früchtekuren erst in den Anfängen steckt.

Dr. A. Wallraf.

Der Baumkrebs und seine Bekämpfung

Man pflanze nur widerstandsfähige Sorten.

Unter dem Krebs der Obstbäume versteht man im allgemeinen Wunden, die sich nicht durch Ueberwallung schließen, sondern sich allmählich vergrößern. Zwar entstehen an ihren Rändern Ueberwallungswülste, doch werden diese immer wieder zerstört, so daß die eigentliche Wunde von mehr oder weniger deutlichen Ringen umgeben ist. Die Ursache dieser Krebswunden ist meist ein Pilz, doch können auch dauernd saugende Insekten oder häufiger wiederkehrende Fröste ähnliche Bilder erzeugen. Man unterscheidet daher den Nektria- oder echten Krebs, den Blutlaus- und den Frostkrebs.



Sichtbar wird der den echten Krebs erzeugende Pilz zweimal im Jahr, und zwar im Sommer bei anhaltend feuchtem Wetter und zu Ausgang des Winters oder im ersten Frühjahr. Im Sommer treten herdenweise kleine weiße Knötchen oder flaumartige Gebilde auf den ergriffenen Rindenteilen auf. Gegen das Frühjahr dagegen zeigen sich hauptsächlich in den Ritzen der Wunden herdenweise zusammenstehende, winzige rote Körperchen. Beide sind Fruchtformen des Pilzes, die Sporen entwickeln. Diese werden durch den Wind verbreitet, durch Tiere verschleppt oder vom Regenwasser fortgetragen. Gelangen sie auf Rindenwunden, keimen sie und die Krebserkrankung beginnt. Durch diesen Krebs werden viele Sorten verschiedener Obstarten in ihrer Fruchtbarkeit beeinträchtigt, ihr allgemeines Wachstum stockt und die Bäume werden nicht alt.

Man unterscheidet einen offenen und einen geschlossenen Krebs. Der offene tritt besonders gern an Astwinkeln auf (Abb. 1) oder an Stellen, wo kleine Aestchen abgestorben sind. Zunächst sinkt die Rinde ein, wird rissig und fällt ab. Die Stellen vergrößern sich rasch und führen an kleineren Zweigen schon in einem Jahre zum Absterben des über dem Krebs befindlichen Zweigteiles, was man als „Spitzendürre“ bezeichnet. An dickeren Zweigen und Stämmen versucht der Baum, die Wunde durch Ueberwallung zu schließen. Der dabei entstehende Wulst von Ueberwallungsgewebe wird aber ebenfalls von dem Pilz angegriffen und zerstört. Dadurch vergrößert sich die Krebsstelle, und da sich dieser Vorgang immer wiederholt, bilden sich die für den Krebs charakteristischen Zonen, wie dies Abbildung zeigt. Im allgemeinen wird nur die Rinde zerstört, diese aber so gründlich, daß bei älteren Krebswunden das Holz völlig frei liegt.

Beim geschlossenen Krebs ist keine Wunde von außen erkennbar. Wenn man aber die nuß- bis kindskopfgroßen Geschwülste durchsägt, findet man in ihrem Innern Spalten, in denen sich vermoderte Massen finden (Abb .3). Auch Uebergänge zwischen beiden Formen des Krebses kommen vor. Unter welchen Einflüssen sich die eine oder andere Form entwickelt, weiß man noch nicht.

Am häufigsten ist der Krebs bei Aepfeln und Birnen, bei denen man anfällige und widerstandsfähige Sorten unterscheidet, der geschlossene Krebs ist bei Birnen selten. Beim Steinobst werden Krebswunden stets gummiflüssig. Hier ist das Bild nicht so charakteristisch wie bei Aepfeln und Birnen, und da auch andere Ursachen zum Gummifluß und offenen Wunden führen können, ist es nicht immer leicht, festzustellen, ob es sich um echten Krebs handelt.

Die Bekämpfung des Krebses geht aus seiner Entstehungsursache ohne weiteres hervor. Wenn Spitzendürre beobachtet wird, muß untersucht werden, ob unterhalb der dürren Zweige sich Krebswunden finden. Dann kann starkes Zurückschneiden der Bäume Heilung bringen. Treten nur geschlossene Krebse auf, so ist ebenfalls gründliches Zurückschneiden dienlich.

Offene Wunden sind sorgfältig auszuschneiden, oder wenn es sich um dickere Aeste und Stämme handelt, auszumeißeln, wobei darauf geachtet werden muß, daß nicht nur die als krank erkennbaren Teile entfernt werden, sondern auch noch 2 Zentimeter weit das scheinbar gesunde Holz mit ausgeschnitten wird. Die dadurch entstehenden Wunden müssen sofort mit Steinkohlenteer, den man ein wenig erwärmt, verstrichen werden. Die Arbeit wird am besten im Laufe des Winters vorgenommen, jedenfalls muß sie, wenn das Saftsteigen beginnt, beendet sein.

Da zu tief gepflanzte Bäume oder solche in schwerem tonigen Boden mit hohem Wassergehalt besonders stark unter Krebs leiden, so sind solche Bäume entweder freier zu stellen, oder der Boden ist zu verbessern. Eine besonders wichtige Maßnahme ist die Auswahl der richtigen Sorten. In Lagen, in denen der Krebs häufiger vorkommt, sind nur widerstandsfähige Sorten zu pflanzen. Als besonders krebsanfällig gelten die Aepfel Roter Herbst- und weißer Winterkalvill, Geflammter Kardinal, Berlepsch, Goldrenette, Champagnerrenette, Kanadarenette, Ananasrenette, Ribston Pepping, Winter-Goldparmäne, Ontario-Apfel, Roter Winter-Stettiner, und die Birne Grüne Sommer-Magdalene. Widerstandsfähig haben sich gezeigt: Roter Eiserapfel, Fürstenapfel, Purpurroter Cousinot, Langtons Sondergleichen und Boikenapfel.



Das Schielen bei Kindern.

Man darf das Schielen bei Säuglingen nicht zu leicht nehmen und die Behandlung nicht auf spätere Zeiten verschieben, da auf dem schielenden Auge eine schwer behebbare Schwachsichtigkeit entstehen kann. Im allgemeinen führt Uebersichtigkeit zu Einwärtsschielen, während bei Kurzsichtigkeit ein Auswärtsschielen auftritt. Zur Behandlung des Einwärtsschielens ist ununterbrochenes Brillentragen erforderlich. Zur Uebung des durch Schielen schwachsichtig gewordenen Auges kann man das gesunde Auge Wochen und Monate lang verbinden. Bei jungen Kindern sind mit dieser Methode im allgemeinen recht gute Erfolge zu erzielen. Nach dem 6. Lebensjahr kann man jedoch kaum noch mit einer selbsttätigen Besserung rechnen. Auch beim Auswärtsschielen sind diese Behandlungsmethoden nicht sehr aussichtsreich. Falls eine Besserung nicht erzielt werden kann, bleibt als Ausweg die Operation, die jedoch nicht vor dem 10. bis 12. Lebensjahr vorgenommen werden sollte.

Hauswirtschaftliches.

Kinder in der Wohnung.



Sobald ein kleines Kind in den Lebenskreis der Eltern tritt, müssen diese sich in ihrer bisherigen Lebensführung umstellen. Die Bedürfnisse und Ansprüche, die bis dahin sich verfeinern konnten, werden wieder einfacher. Und mit jedem weiteren Kinde, das der Familie zuwächst, werden Kleidung, Nahrung, Wohnung immer durchdachter und immer vernünftiger.

Der Haushalt, der Kinder beherbergt, braucht eine tüchtige, im Praktischen erfahrene Hausmutter. Da spielt die Zusammenarbeit mit einem soliden Tischler und das Selbsthandwerk der Frau eine wichtige Rolle. Alles muß auf einen reibungslosen Ablauf des Tages eingerichtet sein. Im Haushalt mit Kindern stehen praktische Gestaltung und freundliche Ordnung höher als Eleganz.

Kinder in der Wohnung! Das sollte nicht heißen: eine Tülldecke auf dem guten Eßzimmertisch, hochpolierte Wohnzimmer- und schneeweiße Kinderzimmermöbel, zu deren Schonung die Kinder mit ständigem Predigen oder gar Schlägen angehalten werden müßten. Schlichte, gutgearbeitete, aber praktische Möbel passen viel besser in den Haushalt mit Kindern.

Ordnung ist oberstes Gesetz. Alles kann am Schnürchen gehen, wenn jedes Familienmitglied bis zum kleinsten Vertreter richtig informiert und erzogen ist. Haushalten heißt denken! Beim Durchdenken der einzelnen Tagesabschnitte muß durch verständige Einrichtungen und die notwendigen Behältnisse das Aufrechterhalten der Ordnung jedem möglich gemacht werden. Vom guten Willen hängt oft weniger ab als von der sachlichen Gestaltung der Wohnung. Für Bausteine, Stofftiere, Bälle, Eisenbahnen genügt das ungestrichene Holzregal mit hübschem Vorhang. Das größere Kind hat schon Verlangen nach einem verschließbaren Fach, vielleicht im elterlichen Schrank, wo der wertvollste Besitz vor Uebergriffen kleinerer Geschwister geschützt werden kann.

Genaue Einteilung in einem besonderen Kinderschrank für Wäsche und Kleidung ist notwendig. Da er nach sechs bis sieben Jahren schon durch einen größeren ersetzt werden muß, genügt als erster Schrank einer aus Kistenholz, leicht und hübsch selbst herzustellen.

Zur Rücksichtnahme auf den Haushalt müssen Kinder erst erzogen werden. Vom Gang durch die Straßen heimgekommen, ist das Schuhewechseln im Vorraum oder der Küche die erste Handlung für das Kind. Das Aufschlagen der Betten nach dem Schlaf, das Forträumen der Hausschuhe und Nachtkleidung, das sorgfältige Einräumen nach dem Spiel, das Ausgießen und Reinigen der Waschschüssel, Wringen und Aufhängen des Seiflappens, das Abräumen und später auch das Abwaschen des Geschirrs vom Kindereßtisch sollte den Kindern niemals abgenommen werden. Wenn Kinder der Fülle und Last der Arbeitsverrichtungen Erwachsener zunächst verständnislos gegenüberstehen, so müssen sie durch eigenes Eingreifen an sich erfahren lernen, was arbeiten heißt, und wie man seinem Nächsten durch tatkräftige Hilfe dienen kann.

Ilse Deike.

Die Olympischen Spiele – unser Ziel.

Das Ziel, zu dem der deutsche Sport mit aller Kraft hinsteuert, sind die Olympischen Spiele 1936 in Berlin. Deutschland will nicht nur glänzender Organisator sein, sondern auch Sieger in verschiedenen sportlichen Wettbewerben werden. Alle Kräfte sind daher im Dienst der

Olympia-Vorbereitung

tätig. Trotz der wirtschaftlichen Notlage stellte die Regierung Millionenkredite für die Erbauung großzügiger Anlagen, die Schaffung eines Reichssportfeldes, des Olympiadorfes, der Bauten für das Winterolympia in Garmisch zur Verfügung. Der Führer gab selbst die großen Richtlinien für Architekten und Bauleute. Augenblicklich ist Tag für Tag ein Arbeiterheer beschäftigt, um die Olympiaanlagen zu errichten. Und die praktische sportliche Vorbereitung? Sie stand bisher im Zeichen der

Breitenarbeit.

Zuerst ging man daran, die Masse der Leistungssportler durch schlagartig durchgeführte Werbeaktionen zu erweitern. Es kamen die „Tage des unbekannten Sportlers", an denen jeder bei sportlichen Prüfungen der verschiedenen Sparten an den Start gehen konnte, um in der Praxis festzustellen, wie hoch sein Leistungsniveau auf diesem oder jenem Gebiet war. Talentierte Sportler wurden in Olympia-Vorbereitungskursen zusammengezogen. Hinzu kamen die Olympiaprüfungen in Stadt und Land, die den Nachwuchskräften immer wieder Gelegenheit gaben, ihre Leistungen mit denen der Weltklasse zu vergleichen. So wurde ein Ansporn zu stetiger Verbesserung des Gesamtniveaus gegeben. Nicht zuletzt wertete man

die sportlichen Großereignisse

des vergangenen Jahres für die kommenden Olympischen Spiele aus. Die Europameisterschaften der Amateurboxer in Budapest, die der Schwimmer in Magdeburg, die der Ruderer in Luzern, die Weltspiele der Frauen in London gaben Gelegenheit, unsere Athleten an schwere internationale Kämpfe zu gewöhnen.

Die Vereidigung der Olympiakandidaten,

aus deren Reihen im Sommer 1936 die deutsche Olympiamannschaft zusammengestellt werden soll, zog einen Schlußstrich unter ein Jahr Breitenarbeit, die im Hinblick auf das olympische Ziel geleistet wurde.

Ein Blick in die Rekordtabellen der Welt und Deutschlands zeigt ganz klar die gähnende Lücke, die in der Leistungshöhe noch überwunden werden muß, wenn die deutsche Flagge am Siegesmast hochgehen soll. Es muß also unermüdlich gearbeitet werden, wenn noch Fortschritte in Bezug auf unsere Spitzenleistungen gemacht werden sollen.

Der „Olympiaanwärter"

hat durch seinen Eid vor dem Reichssportführer bekräftigt, daß er sein Denken und Wollen, seine ganze körperliche Kraft dem deutschen Sieg bei der Olympiade und der Vorbereitung dazu zur Verfügung stellen will. Dafür muß ihm die Allgemeinheit danken. Sicher bedeutet es für manchen jungen deutschen Sportmann sehr viel, mitten aus der Arbeit für ein erstrebenswertes berufliches Ziel herausgerissen zu werden. Dafür darf der deutsche Olympiakämpfer aber auch der Unterstützung aller staatlichen und privaten Stellen gewiß sein.

Das Jahr 1935 wird

im Zeichen der Kräftekonzentration

auf allen Gebieten stehen. Das Ziel Olympia verbietet alles Nebenher, alles unnötige Drum und Dran. Auf allen Sportveranstaltungen werden die olympischen Disziplinen im Vordergrund stehen. Der Spezialist hat sich ganz seinem besonderen Aufgabengebiet zu widmen und nur soweit auch andere Sports zu betreiben, als das für sein Spezialtraining erforderlich ist oder als Ausgleich. Aus härtestem Training und zweckmäßiger Vorbereitungsarbeit muß sich die kleine Schar von Auserwählten herausschälen, die Deutschland bei den Olympischen Spielen vertritt. Deutschland kann seine Siege nicht erzwingen, aber unsere große Aufgabe besteht darin, nichts unversucht zu lassen, was den olympischen Sieg an unsere Fahne heften könnte.

Max Baer schlägt Lewinski k. o.

Chicago, 29. Dezember.

In Chicago kam vor 12 000 Zuschauern das Treffen Baer — Lewinski zum Austrag. Der Weltmeister war in guter Form und schlug seinen Herausforderer bereits in der zweiten Runde durch rechten Kinnhaken k. o.

Der Aufbau des Feuerlöschwesens in der Provinz Westfalen.

Δ **Münster,** 28. Dezember.

Auf Anordnung des Provinzialfeuerwehrführers, Bürgermeister Dr. Müller (Ibbenbüren), versammelten sich die Kreisfeuerwehrführer der ganzen Provinz Westfalen in der hiesigen Feuerwehrschule, um Rückschau zu halten über den Aufbau des Feuerlöschwesens in der Provinz Westfalen auf Grund des Gesetzes über das Feuerlöschwesen vom 15. Dezember 1933. Provinzialfeuerwehrführer Dr. Müller begrüßte als Gäste u. a. die Vertreter des Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten in Münster wie auch den Generaldirektor Dr. Querfeld von der Westfälischen Provinzial-Feuersozietät und gab dann einen Rückblick über die gemäß dem Gesetz über das Feuerlöschwesen im Jahre 1934 geleistete Aufbauarbeit in den einzelnen Wehren und Kreisfeuerwehrverbänden und im Provinzialverband. Mit Befriedigung konnte der Provinzialfeuerwehrführer feststellen, daß alle Führer sich restlos für die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen eingesetzt haben und die Neuorganisation im Feuerlöschwesen im großen und ganzen vollzogen ist.

Im Anschlusse daran erläuterte Generaldirektor Dr. Querfeld in einem Vortrage die Zusammenarbeit zwischen Provinzialfeuersozietät und Provinzialfeuerwehrverband. Er hob dabei das kameradschaftliche Verhältnis der beiden Körperschaften zueinander hervor und erkannte an, daß beide Dienststellen sich restlos für die Verbesserung des Feuerschutzes in der Provinz Westfalen eingesetzt haben. Des weiteren gab er den Kreisfeuerwehrführern bekannt, welche Aufwendungen die Provinzial-Feuersozietät bisher zur Verbesserung des Feuerschutzes in der Provinz Westfalen geleistet hat. Allein im Jahre 1933 seien 390 000 Reichsmark von der Sozietät zur Verfügung gestellt worden. In den letzten zehn Jahren habe die Sozietät etwa 3,5 Millionen Rm. für die Verbesserung der Feuerlöscheinrichtungen und der Ausrüstungen in den Wehren wie auch für die Verbesserung des Feuerschutzes im allgemeinen aufgewendet. Diese Summe entspreche etwa dem Betrage der Prämieneinnahme eines halben Jahres. Auch weiterhin werde die Sozietät gemäß ihrer gesetzlichen Verpflichtung immer bereit sein, das Feuerlöschwesen in der Provinz Westfalen zu verbessern. So sei in Aussicht genommen, im Jahre 1935 etwa 55 neue Motorspritzen in den Ortspolizeibezirken aufzustellen, die bisher noch über kein Motorgerät verfügen. Falls diese Geräte den Normenvorschriften entsprechen, sei in Aussicht genommen, für jedes Gerät den Gemeinden einen verlorenen Zuschuß von 1000 Reichsmark und ein Darlehen von 2000 Reichsmark zu gewähren. Außer dieser unmittelbaren Förderung des Feuerlöschwesens habe die Sozietät die Feuerwehrschule mit einem Betrage von 34 000 Rm. unterstützt. Der Generaldirektor stellte in Aussicht, daß die Sozietät auch weiterhin die Feuerwehrschule finanziell unterstützen werde, damit eine durchgreifende Ausbildung der Feuerwehrmänner gesichert sei.

Der Betriebsfeuerwehrführer, Stadtbaumeister Beckmann (Warendorf), gab dann in einem Vortrage über die Winterarbeit in den Freiwilligen Feuerwehren Richtlinien für die in den Wintermonaten zu leistende Ausbildungsarbeit in den Freiwilligen Feuerwehren und betonte dabei besonders, es sei notwendig, die Wehrmänner in den Wintermonaten mit den Bestimmungen und Auswirkungen des Gesetzes über das Feuerlöschwesen eingehend vertraut zu machen, insbesondere mit den der Feuerwehr zugewiesenen polizeilichen Aufgaben. Vor allem sei auch die Winterarbeit dazu angetan, Löschwasserpläne und Angriffspläne für die einzelnen Löschbezirke aufzustellen.

Assessor v. Schönfeld behandelte hierauf in einem Vortrage die Sterbegeldversicherung und legte dar, welche Arbeiten der Provinzialfeuerwehrverband in dieser Richtung bisher geleistet hat.

Aus den von den Kreisfeuerwehrführern eingeforderten Berichten über die Durchführung der Neuorganisation des Feuerlöschwesens in ihren Kreisverbänden und über die von den Teilnehmern an den einzelnen Lehrgängen an der Feuerwehrschule gemachten Erfahrungen konnte festgestellt werden, daß mit ganz wenigen Ausnahmen die Neuorganisation vollzogen sei. Mit Genugtuung wurde davon Vermerk genommen, daß alle Feuerwehrmänner der Vorschrift des Gesetzes über das Ausscheiden aus dem aktiven Dienst und auch über das Ablegen der Uniform restlos nachgekommen seien und sich trotzdem zur Mitarbeit im Feuerwehrwesen bereit erklärt haben. Den älteren Feuerwehrmännern sollen Aufgaben bei der Ausbildung der jüngeren Feuerwehrmänner in den Fragen des praktischen Feuerlöschwesens zugewiesen werden.

Aus den Berichten über die Erfahrungen in den Lehrgängen an der Feuerwehrschule wurde durchweg nur vollkommene Anerkennung über den Dienst an der Feuerwehrschule laut.

Die ganze Arbeitstagung gab dem Provinzialfeuerwehrführer die Gewißheit, daß alle Feuerwehrführer sich ihrer freiwillig übernommenen Pflichten voll bewußt sind und jeder bemüht ist, mit allen seinen Kräften nach bestem Wissen und Können sich in den Dienst der Volksgemeinschaft zu stellen. Die Aufforderung des Provinzialfeuerwehrführers, dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler auch weiterhin treueste, pflichtbewußte Gefolgschaft zu leisten, wurde von allen bekräftigt durch ein begeistert aufgenommenes dreifaches Sieg-Heil auf den Führer Adolf Hitler.

Der Radsport an der Jahreswende.

Die deutschen Winterbahnen haben sowohl für den 30. Dezember als auch am Neujahrstag keine Rennen ausgeschrieben. Lediglich auf den größeren ausländischen Bahnen steigt das eine oder andere größere Rennen.

Im Pariser Sportpalast haben am Sonntag und am Neujahrstag die Berufsfahrer das Wort. Voraussichtlich werden auch wieder deutsche Fahrer am Start erscheinen.

In Antwerpen steigt schon am Samstag, 29. Dez., eine größere Veranstaltung, die Flieger- und Steher-Rennen für Berufsfahrer aufweist. Die deutschen Farben vertreten in den Dauerrennen Erich Möller und Paul Krewer, die auf Lacquehay und Ronsse treffen. Im Fliegerkampf streiten Jezo, van Egmond, J. Arlet und Anker Meyer-Andersen um den Sieg, während Pijnenburg und Archambaud einen Zweikampf austragen.

Ebenfalls am 29. Dezember gelangt mit deutscher Beteiligung in Brüssel eine internationale Veranstaltung zur Abwicklung. Kaers, J. Aerts, Haemerlinck und Charlier gehen in einem nationalen Omnium an den Start, während G. Wambst, Terreau, Meuleman und Seynaeve in den Steherrennen aufeinandertreffen.

In der Rheinlandhalle.

Am 5. Januar steigt in der Kölner Rheinlandhalle der Radländerkampf Deutschland — Holland für Berufsfahrer und Amateure. Die zehn Fahrer beider Nationen, die den Länderkampf bestreiten, sind:

Holland: van Egmond, v. d. Heuvel, G. Leene, v. d. Linden, van Hout, van Hoek, Jazet, Bluggen, Nensen, Vinders.

Deutschland: Richter, Steffes, Engel, Oszmella, Krewer, Zims, Küster, Kolvenbach, Jean Schorn, Arentz.

Das größte Interesse beansprucht natürlich der Fliegerkampf. Der Holländer van Egmond gibt sein Debut in der Rheinlandhalle und trifft auf unsere besten Fahrer Richter, Steffes und Engel. Hinzu kommen noch einige weitere Wettbewerbe und als Abschluß noch ein Mannschaftsrennen. Die beiden Amateure Toni Merkens und der Holländer van Vliet treffen in einer Revanche in einem Omnium erneut zusammen.

In der Westfalenhalle

gelangt am gleichen Tage das Acht-Stunden-Mannschaftsrennen „Die Nacht" zum Austrag, dessen Besetzung kaum zu überbieten ist.

Auch der Branntweinaufschlag muß gezahlt werden.

Unlängst wurde in den Tageszeitungen angekündigt, daß die Finanzämter Listen der säumigen Steuerzahler bekanntgeben werden. Hierzu erfahren wir von zuständiger Stelle, daß in diese Listen auch aufgenommen wird, wer am 1. Januar 1935 mit einer Zahlung von Branntweinaufschlag oder Hektolitereinnahme aus der Zeit vor dem kommenden 1. Januar rückständig ist oder es im Jahre 1935 wegen der Zahlung dieser Art zu einer zweimaligen Mahnung kommen läßt.

Colombo von der Malariaseuche bedroht.

:: **Colombo,** 26. Dezember.

Die Malariaseuche, die die Insel Ceylon heimgesucht hat, bedroht nunmehr unmittelbar die Hauptstadt Colombo. Das große Krankenhaus in der Stadt ist bereits überfüllt. Die Seuche, die sich ursprünglich auf bestimmte Gebiete beschränkte, hat eine katastrophale Ausdehnung angenommen, weil die Bevölkerung infolge der mangelhaften Nahrungsmittelzufuhr sich nicht widerstandsfähig genug zeigt. Infolgedessen ist die Gefahr der Rückfallerkrankung groß.

„Flug des guten Willens".

DNB **Tokio,** 29. Dezember.

Die japanische Presse berichtet, das Marinekommando habe beschlossen, im Jahre 1935 einen „Flug des guten Willens" nach Siam mit Amphibien-Flugzeuge auszuführen. Die Flugzeuge werden von Tateyama (Marineflugstation in der Präfektur Ziba) über Sasebo-Mako auf der Insel Formosa, Bucht Kamran in Indochina Kurs nach der Hauptstadt Siams, Bangkok, nehmen. Dieselbe Strecke wird auf dem Rückflug geflogen. Die Länge der Strecke beträgt 10 800 Kilometer. Die Amphibien-Flugzeuge werden von vier Minenbooten des dritten Geschwaders begleitet, um im Falle eines Unfalles den Flugzeugen Hilfe leisten zu können. Für den Flug sind bereits 200 000 Yen bewilligt worden. Die Zeitung „Kokumin" berichtet, der Flug sollte schon im Sommer 1934 durchgeführt werden, sei aber aus unbekannten Gründen verlegt worden.

Kleine Nachrichten.

Der Führer und Reichskanzler sandte dem Stabschef Lutze zu seinem Geburtstage nach Hannover ein Glückwunschtelegramm.

Am 31. Dezember und 1. Januar sammelt im ganzen Reich SA, SS und HJ.

Ministerpräsident Göring hat anläßlich des Weihnachtsfestes und des Jahreswechsels folgendes Glückwunschtelegramm an Staatsrat Dr. Ley gesandt: „Der Deutschen Arbeitsfront und ihrem Schöpfer wünsche ich von Herzen ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr. Mein ganzes Arbeiten, Fühlen und Denken wird auch im kommenden Jahr dem Wohle des deutschen Arbeiters gewidmet sein." — Dr. Ley hat mit folgendem Telegramm geantwortet: „Für Ihre herzlichen Weihnachts- und Neujahrswünsche danke ich Ihnen in alter Kampfverbundenheit zugleich im Namen aller in der Deutschen Arbeitsfront zusammengeschlossenen schaffenden Volksgenossen auf das Beste und erwidere sie mit gleicher Herzlichkeit. Möge das Jahr III der nationalsozialistischen Revolution unserem Vaterlande ein weiteres Erstarken unter unserem geliebten Führer bringen."

Der Betrag der bisher eingegangenen Spenden der „Stiftung für Opfer der Arbeit" hat fast acht Millionen Reichsmark erreicht. Es wurden über rund 2000 Gesuche Beschluß gefaßt, die auf Grund der abgeschlossenen örtlichen Feststellungen zur Entscheidung fertig waren. Von diesen wurden über 1200 mit einer Unterstützung bedacht. Die bewilligte Unterstützungssumme beläuft sich auf 319 728 Reichsmark. Es entfällt also auf den Einzelfall durchschnittlich eine Bewilligung von 265 Reichsmark. Insgesamt ist bisher von der Stiftung seit ihrem durch den Gründungsruf des Führers vom 1. Mai 1933 erfolgten Bestehen eine Unterstützungssumme von 1 840 000 Reichsmark zur Bewilligung gelangt. Die monatlichen Unterstützungsbeträge belaufen sich auf rund 80 000 Reichsmark.

Das Schauspiel „Der Erbstrom".

Vor einiger Zeit wurde in Münster erstmalig für den ganzen Gau das erbbiologische Schauspiel „Der Erbstrom" aufgeführt. Nach Bekanntgabe des Presseamtes der Gauleitung sind jetzt die Termine für die Aufführungen im ganzen Gau festgelegt. Danach gelangt das Stück zur Wiedergabe in:

Haltern am 10. Januar, Dorsten am 4. Februar, Bocholt am 5. Februar, Dülmen am 6. Februar, Coesfeld am 8. Februar, Stadtlohn am 9. Februar, Beckum am 28. Januar, Oelde am 29. Januar, Ahlen am 30. Januar, Gronau am 10. Februar, Ahaus am 10. Februar, Warendorf am 11. Februar, Ibbenbüren am 13. Februar, Rheine am 14. Februar, Burgsteinfurt am 16. Februar, Dorsten am 19. Februar, Recklinghausen am 18. Februar.

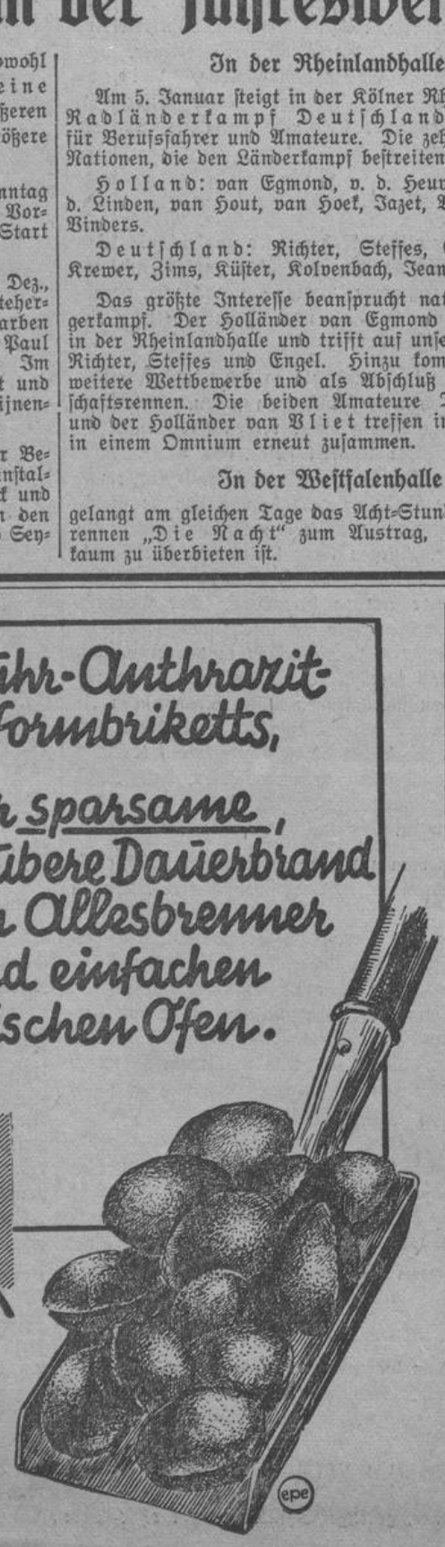
Schweinemarkt in Lehrte.

‡ **Lehrte,** 28. Dez. Auftrieb: 899 Ferkel und 112 Läuferschweine. Es kosteten im Großhandel: Ferkel (Durchschnittsqualität) 4—6 Wochen alt bis 10 Mark, 6—8 Wochen alt 11—14 Mk., 8—12 Wochen alt 15—20 Mark, Läuferschweine 3—4 Monate alt 20—25 Mark, 4—5 Monate alt bis 42 Mk. Marktverlauf: Langsam geräumt. — Nächster Markt: Donnerstag, den 3. Januar

sexta bis **Abitur**
Gymn., Real-Gymn., O.-Realsch. Schw. Schüler hol. d. Jahr ein. Geistl. Ltg. Pädagogium Canisianum, Lüdinghausen i. W.


Westfalia Backöfen u. Räucherschränke bewährt u. billig. Prospekte frei!
W. Brüggemann, Soest

Warum zögern Sie noch?!
Andere Geschäftsleute haben die Notwendigkeit längst erkannt, daß man sich gerade jetzt besonders einfrig um die Gunst des Käufers bemühen müsse. Die Zeitungsanzeige kann auch Ihrem Hause neue Kunden, neu-Käufer zuführen, wenn Sie konsequent und systematisch werben. Beherzigen Sie stets Kein Werbemittel übertrifft die Anzeige in den
Zeno-Zeitungen
Anzeigen-Verwaltung der Zeno. Münster i. Westf.

Ruhr-Anthrazit-Eiformbriketts, der sparsame, saubere Dauerbrand im Allesbrenner und einfachen irischen Ofen.

RUHRKOHLE

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Staffel für Wiederholungsnachlaß i. Zeno-Anzeigentarif
für mehrmalige Veröffentlichungen in **einheitlicher** Größe:
bei mindestens 3 Veröffentlichung. 3%
" " 6 " 5%
" " 12 " 10%
" " 24 " 15%
" " 52 " 20%

Heiraten
Amor nur Münster i.W. Mühlenstr. 51. Frau H. Gerlach, vermittelt Ehen aller Stände erfolgreich vornehm, diskret. Sprechst. täglich, auch Sonntags. Rückporto 0,30 Mk

Ehe
anbahnung für Katholiken, seit 14 Jahren erfolgreich, diskret. Kirchl. Billigung. Neuland-Bund 17, Herne i. W. [3308


Sämtliche **Musikinstrumente** im [5078 **Haus der Musik** Josef Viegener, Münster i. W., Rosenstr.-Ecke.

Drogerie
Suche eine Drogerie zu pachten oder zu kaufen bei hoher Anzahlung oder Barzahl. Off. unt. 15107 an Ala-Ag. Lücker & Münster. [6313

Zum Frühjahr 1935 für mittlere Jagd im Kreise Borken [6310
Jagdteilhaber
gesucht. Off. unt. M 358 an die Borkener Zeitung, Borken i. W.

Wollen Sie etwas mieten, pachten oder kaufen?
Haben Sie etwas zu verkaufen?
Suchen Sie eine Stelle?
Bedienen Sie sich der **Klein-Anzeige** in der **Zeno-Zeitung.**

Suche einen gebr. **Ackerwagen** 35 Ztr. Tragfähigkeit u. eine [6315 **Häckselmaschine** zu kaufen. Off. unter 148 an die Münsterländische Volksztg., Rheine

Gebr. 4/20 PS. **Opel-Wagen** billigst zu verkaufen. Wagen ist in guter Verfassg. u. fahrbereit. Henrichmann, Reparaturwerkst., Ochtrup i. W.

Stellenmarkt
Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen keine Original-Zeugnisse beifügen. Zeugnisabschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen.

Angebote
In Etagenhaush. wird zum 1. Febr. zuverlässig., tücht. **Mädchen** für Küche u. Hausarbeit, geg. guten Lohn u. liebevolle Behandlung ges. Zeugn. aus besser. Hause erforderlich. Kinderfräul. vorh. Ang. unt. Z 342 an die Allgemeine Zeitg. in Coesfeld

Suche sof. ein ig. **Mädchen** (Haustochter) zur weiter. Erlernung der Küche. Gasthof Brelob, Rinkerode i. W.

Erster Pferdeknecht zum 15. 1. oder 1. 2. gesucht. Schulze Bockelob St. Mauritz bei Münster i. W.

Eine **Klein-Anzeige in den Zeno-Zeitungen** hat großen Erfolg

Kath. [6319 **Köttersohn** 18—25 J., der gut mit Pferden umgehen kann, zum 1. oder 15. Jan. gesucht. Bauer Anton Tangermann, Hiddingsel b. Buldern.

Bewährtes Personal
finden Sie durch eine Kleinanzeige in den Zeno-Zeitungen.

Die beste **Reklame** ist und bleibt ein Inserat im allgemeinen ZENO-Anzeigenteil

Kath. Mädchen das auch melken kann, zum 1. oder 15. Jan. 1935, für die Landwirtschaft gesucht. Offert. unt. Z 215 an die Volkszeitung, Dorsten i. W. [6311

Vertreter zum Besuche ländlicher Haushalte gegen Wochengehalt und Provision gesucht. [6300 Thomas & Co., Leipzig S 3.

Fabrik eines tägl. Gebr.-Art. sucht sofort [6318 **General-Vertreter** für eigene Rechnung, mögl. mit eig. Wagen. Derselbe muß imstande sein, mit Vertr. abzurechnen. Off. unt. D 416 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster i. Westf.

Gesuche
1. Verkäuferin d. Lebensmittel- und Delikatesswaren-Branche sucht für sofort od. spät. Stellung bei mäß. Anspruch. Beste Zeugn. und Referenzen stehen zur Verfügung. Off. unt. Nr. 108 an „Emsländische Tageszeitung", Lingen, erb. [6317

„Zeno-Zeitung" Dein Heimatblatt!

Nummer 52 Sonntag, den 30. Dezember

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Fabian

Von Ruth Schaumann

Fabian stand. Hatte sich auf dem Felde nicht etwas bewegt? Nein, nichts. Sein Herz brannte so sehr. Er hatte sie nicht mehr eingeholt.

Das dunkle Tier seines Hauses öffnete seinen Rachen vor ihm. Dunst von einer Laterne, von Speise und Trank. Geruch von Menschen und trocknenden Kleidern quoll ihm entgegen. Und der Rachen schluckte Fabian ein. Er war im Flur der Schenke, seiner Schenke. Fabians Gasthaus zum „Singenden Fisch".

Sein Weib schoß aus der Küche. Wo bist Du gewesen? Der eine Gast wollte Wein, roten, der Junge weiß nicht das Faß.

„Sie haben es leer getrunken, ehe ich lief."

„Was hast Du zu laufen, wenn das Haus glücklich voll Gäste ist?"

„Ich lief um die Gäste."

„Ohne Mütze und Rock? Und was sagten sie Dir?"

„Ich fand sie nicht mehr."

Das Weib lachte: Die Welt ist klein, sie werden anderswo schlafen.

„Sie ist groß", sagte Fabian, „ein winziges Stück davon, zwei Menschen und ein Esel — und Dein Herz war zu eng."

„Drei", sagte das Weib listig, „willst Du Weiber- und Kindergeschrei diese Nacht und das Schelten der Gäste?"

Fabian schwieg.

Die Gäste waren schon droben in ihrer Kammer, die Fuhrleute drüben im Heu, der Reiter schlief auf dem Ofen, seine Stiefel samt den Beinen darin hingen traumverloren über die blauen Kacheln herab und deckten jene fast zu. Fabian hockte am Feuer, es flackte über seine Knie und färbte widerscheinend die unteren Kacheln.

Das Weib in der Küche zählte das heutige Geld, Fabian weinte am Ofen, der Reiter auf dem Ofen seufzte im Schlaf.

Am anderen Morgen kamen Reisende, die sprachen von einem Stern, den sie im Morgengrauen gesehen. Ein neuer Stern, die Welt hat noch Wunder. Fabian schwieg. Am Abend stand er von seinem vieläugigen Tier, seinem Haus unter den blattlosen Bäumen. Er wollte den Stern sehen. Er sah ihn. Er sagte: Stern, der Du mich siehst, ich bin schwach gewesen, es ist Reue in mir, große, ich habe solche nie gehabt, doch ich habe sie nun. Ich gelobe .... Er begann zu zittern, aus dem Hause kam seines Weibes keifender Ruf.

In dem „Singenden Fisch" war der Mann seines Weibes Knecht Tag um Tag, bis auf einen. Einen halben Tag, nein, nur eine einzige Nacht. Was da kam, nahm er auf. Sie lachte ihn aus, höhnisch, sie gebot, er gehorchte ihr nicht, jeden, aber auch jeden, der kam, nahm er auf. Ja, er ging fort und brachte nach Hause, was er gefunden. Alle bediente er selbst, fast königlich. Anderentags war es wieder vorbei, die Frau ließ ihn seine Narrheit oft blutig entgelten. Einmal erboste sie sich so, in der bewußten Nacht einen Landstreicher in ihrem Ehebett zu finden, den Fabian darein gelegt, während er selbst in der Küche eine Weinsuppe sott, daß sie der Schlag traf. Wehmütig legte sie Fabian in ein anderes kühleres Bett, betete über sie und feierte fortan noch inniger „seine Nacht".

Ein Dieb berichtet: er sei einst in eine Schenke eingestiegen, und, da er des Wirtes Trühlein entdeckt und mit seinem Eisen ihm sorgsam zu Leibe gegangen, hätten ihn von hinten zwei Arme liebreich umfangen, eine gütige Hand ihn zur gedeckten Tafel gelenkt und ihm dort gereicht und geboten, als ob er der höchste der Gäste sei, nicht unter dem König. Selbiges sei der Wirt gewesen und jene sündhaft begonnene Nacht die lieblichste seines armseligen Lebens.

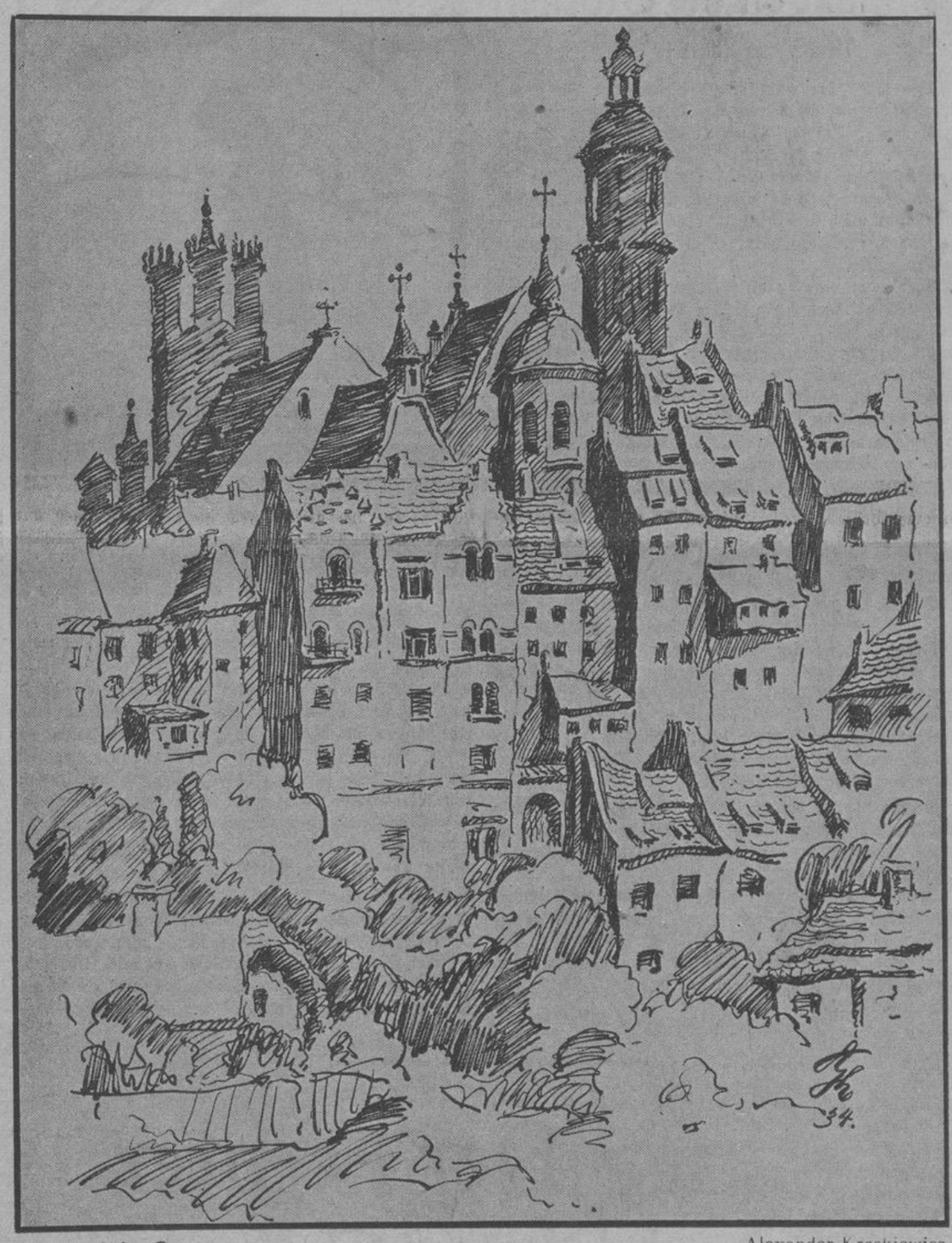
Mitten im Winter zur halben Nacht bekamen zwei Soldaten Händel auf offener Straße. Blutend blieb einer im Schnee. Da er fluchend erwachte, fand er sich in einem geblümten Bett, Seite an Seite mit einem alten, kichernden Männchen, das ihn mit der kleinen Wärme seines greisen Leibes aus der Erstarrung des letzten Schlafes gelöst.

Eine Dirne, krank von der Lust und darum verwiesen aus der Gasse ihrer Stadt, floh vor Wölfen in eine Schenke am Weg, und ob auch alles an ihr selbst ihr schwärender Mund verriet, wer sie war und woher sie gekommen, ward ihr ein reinliches Lager gegeben, und wie sie sich weinend wunderte, wie ihr geschehe, kam ein kleiner Greis fragend um ihre Befehle und strich ihr das verwirrte, einst so verwirrende Haar sanft, sanft aus der Stirn. Sie genas dort, ward Magd und ehrlich. Manchmal sang sie beim Aehrenbinden ein Lied von dem kleinen Mann und dem Mädchen, als sei es eine alte Weise.

Bettelnd irrenden Kindern war ein Mensch in der Dämmerung entgegengetreten, hatte sie mit sich genommen an seinen Tisch, war Vater und Mutter, Engel und Gott in einem gewesen und hatte so ihre kleine Kindheit für alle Ewigkeit in einen süßen Reichtum gewandelt.

Vierzig und mehr solcher Geschichten gingen im Volke umher.

Und eine Nacht kam, und Fabian lag im Sterben. Sein Leib abgenützt von einem langen tätigen Leben, war klein geworden wie der Leib eines Kindes und lag zart und beinern in dem großen gehimmelten Bett. Das Haus war voll Gäste. Brave Mägde gingen treppauf und treppab, waren dort und hier, in Küche und Keller, geübte Knechte dienten den Fremden, wiesen die Kammern an und das Heu, brachten Wein und Brot. Man vergaß den uralten Wirt und sein nahes Hinweggehen, obschon man in seinem Dienst alles tat.



Alte Stadt im Osten Alexander Kraskiewicz

Einmal nur trat eine Magd bei ihm ein: Alles ist voll, Vater, voll wie die Scheuer am Erntetag. Der Greis nickte mit dem schwachen Vogelgesicht aus dem Nest seines bunten Lagers. Ich werde fortgehen, sagte der kranke Fabian vor sich hin, bald bin ich fort, und mein Lager steht dann zu Diensten. Es muß Platz sein für alle in dieser Nacht. Es kommt niemand in die Welt, für den nicht Platz wäre. Ich bin böse gewesen. Fabian weinte kindliche Tränen aus einem kindlich gewordenen Leib. Die Schelle des Haustors ging, dann die Stimme der jüngsten Magd: „Es ist nicht Raum in der Herberge, geht eures Wegs."

Der alte Mensch in seinem Bett horchte auf. Er kannte die Worte. So hatte sein Weib gesagt und er hatte damals genickt, heute nickte er nicht.

Die junge Magd in ihrem dunklen wärmenden Tuch unten am Tor entsetzte sich plötzlich. Es war der Wirt, der da kam. Fast verweht vom eisigen Lufthauch der offenen Pforte, von dem grünen Zeug seines Schlafkleides wie von zwei armen Flügeln getragen, sprach er zitternd und freudig, was er unzählige Male gesagt, niemals, denn ein einziges wehes Mal vergebens, sein „Kommt!". Der Bettler gehorchte. Die Magd lief zu den Mägden: Er stirbt und holt sich selbst einen Bettler herauf.

Fabian keuchte zurück, die Stiege war steil und war hoch, der Bettler tappte ihm nach. Er hätte das kleine bebende Wesen in seinem grünen Zeug vor sich mit zwei Händen die oberen Stufen hinaufheben können, er tat nichts dergleichen. Er folgte nur dem Wirte gehorsam in seine Kammer hinein.

Fabian strich sein verlassenes Bett glatt. Wißt, ich sollte schon gehen, sagte er flüsternd und eilig, ich bin noch nicht gegangen, aber ich gehe nun bald. Dies ist euer Bett. Der Bettler setzte sich erschöpft in die Kissen und löste die Lappen von den Schultern herab.

Werdet ihr zürnen, wenn ich hier schlafe, diese eine Nacht, vielleicht nicht einmal die ganze? Ich werde ja gehen, und ich gehe dann leise und wecke Euch nicht. Der alte Fabian wies auf ein kleines Bund Stroh, den Platz seines Hundes; der gute Hund war jetzt bei den Gästen und nahm ihre Brosamen an.

Ich werde nicht zürnen, sagte der Bettler, er kam nicht mit den gefrorenen Lappen zurecht. Kommt, sagte Fabian wieder, und er mühte sich um seinen Gast, Schweiß auf der Stirne und Kälte im Gebein. Dann seufzte er tief: Der alte Hund muß auf sein Stroh. Und er ging auf das Bündel.

Drunten sangen die zufriedenen Gäste. Der Bettler saß auf dem Bette, groß, stumm, fremd, fern — er war ein seltsamer Gast.

Man wird Euch zu Essen bringen, sagte Fabian aus seinem Winkel, er schämte sich seiner Schwachheit, doch sie wuchs in ihm, als werde sie größer, als er jemals gewesen, — sie sollen Euch diener in allen Dingen, denn heute ist meine Nacht.

Meine Nacht, sagte der Fremde.

Gewiß, Eure Nacht, sagte das Bündel Mensch auf dem Bündel Stroh bereitwillig; mein Haus, mein Gesinde, alles was ich habe, stehen Euch zu. Aber ich muß nun wohl gehen, ich werde gerufen.

Wer ruft?

Ich habe zwei von meiner Schwelle gewiesen, eigentlich waren es drei, bald drei, wüßte ich nur, wo das dritte ins Leben gekommen?

Auf Stroh!

Auf Stroh? Der alte Wirt kicherte zart. Dort, wo ich liege? Geht in Euer Bett, Stroh ist zu hart für ein sehr kleines Kind. Nein, ich gehe es holen.

Fabian schwätzte, er glaubte sich jetzt in der Nacht jenseits der Jahre. Raben flogen von Bäumen in unerbittliche Sterne hinein, Bäche krachten im Eis. Fabian lief. Ohne Mütze und Rock lief er. Kommt! rief er klagend. Es kam keine Antwort. Kommt! rief Fabian abermals. Das Stroh stach seinen Leib. Das Herz bebte in seiner Brust, er sah einen Schatten. Komm! bat er flehend. Dicht kam der Schatten heran. Und: Komm! sagte der Bettler. Wie ein Echo auf Fabians Ruf. Seine Stimme war über der Welt wie eine Glocke, nein, wie ein Stern, der Stern. Dieser Stern aber brannte, er löste sich in der Höhe, er stürzte, er zerschmelzte die Lider des Fabian.

Hier bin ich, sagte der Wirt, hier, hier, hier, — — wo bist du?

Hier, sagte der Bettler. Er umfaßte den Fabian. Himmel umfaßten die Erde. Der den Fabian aufgenommen, nahm Fabian auf.

Reichtum der Hirten

Da ich bei meinen Schafen saß,
Im großen Buch der Sterne las,
Da fragten mich die andern:
Wer gibt uns warm, die wir so arm
Durch unser Leben wandern?

Ich ließ mein Buch auf Gottes Knien:
Der gibt uns warm, der uns verziehn,
Was alles wir begangen,
Der macht uns reich, der ärmer ward —
Mir stürzen Tränen seltener Art
Wohl über beide Wangen.

Zu Perlen friert der Frost solch' Tau —
Wir saßen auf beschneiter Au,
Ein Häher rief in Erlen.
Die Stalltür ging, ein Kindlein schrie,
Wir lagen alle schon im Knie
Und lasen nichts als Perlen.

Ruth Schaumann.

Die Brautfahrt

VON LIESBET DILL

„Du mußt heiraten, Babo," sagte Tante Adda jedesmal, wenn ihr Neffe in den Ferien ankam, und sie den Inhalt eines furchtbar gepackten Koffers auseinanderwirrte, „du mußt jemand haben, der dir deinen Koffer packt und dir deine Knöpfe annäht."

Babo wars auch satt, dieses ewige Herumziehen von einer möblierten Bude in die andere. Aber eine Schwierigkeit gab es dabei: die Frauen. Was Babo bisher mit ihnen erlebt hatte, war nicht ermutigend.

Seine Erfahrungen verliefen stets auf dieselbe Weise. Er verliebte sich heftig, befand sich mehrere Wochen im Verzauberungszustand, dann gab es eines Tages die berühmte Aussprache, und es war aus.

„Ihr müßt euch nicht vorher aussprechen. Dazu ist die Ehe da," fand sein Bruder Fred. Aber Babo nahm die Frauen ernst und litt unter seinen Enttäuschungen. Und er war gerade dabei, seine letzte Enttäuschung zu einer Auseinandersetzung zu bestellen, als die Einladung seiner Tante Adda, die hinter Heidelberg auf dem Lande wohnte, eintraf. Sie hatte eine Braut für ihn gefunden und diese ebenfalls zum Weihnachtsfest eingeladen. Sie schickte ihm ihr Bild, worauf ein sanftblickendes Mädchen von zwanzig Jahren Babo freundlich anlächelte, als wollte es sagen: Versuchs einmal mit mir.

Und Babo, entmutigt, enttäuscht und zerfallen mit sich und der Welt und den Frauen natürlich, schrieb Tante Adda einen feurigen Dankesbrief. Am 23. Dezember stand Babo mit seinem Weihnachtskoffer in einem neuen Anzug unter den vielen, die sich auf dem Bahnhof in die schon übervollen Züge drängten, um die Nacht hindurch nach jenem Städtchen zu fahren, in dem ihm unter dem Weihnachtsbaum eine reizende Braut beschert werden sollte.

Aber den Gedanken zu reisen, hatten auch noch andere gehabt, und es war ein fürchterliches Gedränge von Reisenden, Kofferträgern mit Gepäck und Schaffnern, die Ordnung schufen. Babo erstürmte zwar keinen Sitzplatz mehr, aber einen Platz am Fenster im Gang. Es würde ja wohl unterwegs schon jemand aussteigen, hoffte er. Und dasselbe hoffte eine junge Dame, die groß und schlank, sportmäßig gekleidet, neben Babo am offenen Fenster stand und eine Zigarette rauchte. Babos Herz klopfte unter der grünen Strickweste.

Die Dame neben ihm beobachtete er gar nicht. Morgen abend würde er verlobt sein.

Draußen schneite es fein und dicht.

„Wollen wir nicht das Fenster schließen?" sagte eine Stimme neben ihm. „Es wird kalt. Und sehen kann man ja doch nichts."

Gewiß nicht, es war stockfinster da draußen. Babo zog sofort das Fenster in die Höhe, daß es krachte, dabei ging seine Zigarette aus.

„Haben Sie Feuer?" fragte er die Dame.

Feuer hatte sie. Er zündete sich seine Zigarette an, und dabei betrachtete er sie zum ersten Mal.

„Fahren Sie auch Weihnachten nach Hause?" fragte Babo.

„Nein," sagte die junge Dame. „Ich fahre an Heidelberg vorbei, ich will Weihnachten auf dem Feldberg rodeln. . . ."

Das möchte ich auch, dachte Babo, aber er dachte an die Braut. . .

In Halle stieg ein Ehepaar aus, und Babo stürmte ihre Plätze. Die junge Dame war sehr unterhaltend. Sie hörte Nationalökonomie in München, war sehr musikalisch und spielte Geige, Babo spielte Klavier. Es war sein einziges Talent, seine Leidenschaft war, andere zu begleiten.

Das sei ein sehr seltenes Talent, meinte die junge Dame, denn die meisten Spieler begleiteten miserabel. Die junge Dame schwärmte für Chopin.

Das fand er sehr nett von der jungen Dame. Sie redeten die ganze Nacht. Die junge Dame war in allem Babos Ansicht. Das war ihm noch nie vorgekommen!

Er war entzückt. . . Sie war belesen, sportliebend, kurz und gut — er fand sie entzückend. Sie hatten heiße Wangen und leuchtende Augen bekommen von der achtstündigen Unterhaltung.

Als sie im Morgengrauen in Heidelberg ankamen, mußte der Schaffner Babo auf die Schulter klopfen. „Wollten Sie nicht hier umsteigen, mein Herr?"

Babo raffte eiligst seine Sachen zusammen und sprang aus dem Zug. Sie reichten sich die Hände. „Wo sehen wir uns wieder?" fragte er, und sie meinte: „Am dritten Feiertag fahr ich zurück. Wenn Sie früh um acht auf dem Bahnhof sind, können wir die Strecke wieder zusammen fahren."

„Ich bin zur Stelle!" versprach er.

„Hier ist eine Karte an meine Mutter, bitte, stecken Sie die doch hier ein". Und sie reichte ihm eine Postkarte. Sie winkte, Babo grüßte, und fort war der Zug, und sie auch. . .

Wie benommen stand er da. . . Da fiel ihm ein, daß er ganz vergessen hatte, nach ihrem Namen zu fragen. Er zögerte vor dem Postkasten. Ein Blick auf die Postkarte an ihre Mutter. . . Aber Babo war diskret. Er schob die Karte ungelesen in den Spalt.

Im Verzauberungszustand kam er im Hause der Tante an, das weihnachtlich duftete nach frischen Zimtwaffeln, Lebkuchen und Tannen. Er umarmte seine Tante mit Begeisterung.

Als am nächsten Morgen die Braut ankam, war Babo schweigsam und zerstreut, die junge Dame hätte noch einmal so hübsch und zutraulich sein können und noch so häuslich und angenehm — es hätte ihm nichts bedeutet. Das Bild der anderen stand vor ihm. . .

Er fand diese Anneliese garnicht mehr so hübsch wie auf dem Bild. Sie hatte kleine schwarze Brombeeraugen, und ihr Name gefiel ihm auch nicht. Und als er fragte, ob sie musikalisch sei, sagte sie: „Es ist nicht mehr zeitgemäß, seine Tage mit Klavierklimpern zu verbringen."

Ihre literarischen Kenntnisse waren mager, sie spielte zwar Tennis, aber ohne Leidenschaft.

Und sie bekamen den ersten Streit. Die Tante mußte beschwichtigend dazwischen greifen.

„Aber Kinder," sagte sie, „dazu habt ihr doch nachher noch Zeit!"

Wenn das schon so anfing — — —!

Die Tante tat, was sie konnte, sie ließ die beiden viel allein, und wenn sie hereinkam, saßen sie weit voneinander entfernt. Annemie saß mit trotzigem Gesicht im Erker und Babo in einer Sofaecke, und sie hatten beide hochrote Köpfe vor Verärgerung. Es wurde ein schreckliches Weihnachtsfest für Babo.

Er war erlöst, als Annemie ihm gestand, sie wolle es sich noch einmal überlegen, sie habe sich ihn anders vorgestellt. Sie trennten sich mit einem kühlen Händedruck, und die Tante war sehr enttäuscht.

Mit stark klopfendem Herzen stand der vergnügte Babo am dritten Feiertag morgens auf dem kleinen Bahnhof in Heidelberg. Ein Zug nach dem andern fuhr vorbei und entleerte eine Menge Reisende, mit und ohne Rodelschlitten und Skiern, aber „Sie" war nicht dabei. . .

Da er nicht den ganzen Tag auf dem Bahnsteig in Heidelberg stehen konnte, ohne zu einer Eissäule zu erstarren, fuhr er endlich mit einem Personenzug nach Berlin, traurig und enttäuscht. Er hatte von dieser Weihnachtsreise nur einen fürchterlichen Schnupfen mitgebracht. . .

Als sein Bruder Fred, erfrischt vom Schlittschuhlaufen, das Sportkäppchen auf dem Ohr, ankam, um ihm zu gratulieren, fand er seinen Bruder im Bett unter Federdecken eingepackt und eingewickelt bis über die Ohren.

„Was tust du denn im Bett?" staunte er.

„Ich muß schwitzen," sagte Babo dumpf.

„Weil du dich verlobt hast?" rief Fred.

„Ich hab mich garnicht verlobt, ich hab mich nur erkältet," sagte Babo heiser. „Setz dich. . ." Und er erzählte ihm alles.

Aber statt mit ihm zu fühlen, sprang Fred auf, lachte, sprang im Zimmer umher und schlug sich mit den Händen die Knie.

„Weshalb lachst du, schadenfroher Bursche?" fragte Babo zornig.

„Wärst du denn vom Fleck mit Annemie zum Standesamt gegangen?"

„Mit der nicht," sagte Fred, „aber mit der anderen!"

„Aber ich weiß doch nicht mal ihren Namen!"

„Aber ihr seid doch die ganze Nacht miteinander gefahren!" rief Fred.

Und der heisere Babo gestand mit dünner Stimme die Sache mit der Postkarte, die sie ihm gegeben und die er aus Diskretion nicht gelesen hatte.

„Hättest du das etwa getan?"

„Aber natürlich!" lachte Fred. „Dazu hat sie sie dir doch in die Hand gedrückt! . . . Babo — — —. Wenn es Schulen gäbe, das Heiraten zu lernen, würd ich dich hineinschicken, aber du kämst auf die letzte Bank! Du mußt noch viel lernen, bis du merkst, was für ein Esel du gewesen bist!"

„Das war ein kaltes Weihnachtsfest," grollte der enttäuschte Babo.

Bim-Bam - sagen die Glocken

Von Vitus Schuster



Von Osten her war ich gekommen, über die gewaltigen Bergriesen der Alpen. Tagelang bin ich gewandert, durch lange, waldige Täler, unter schattigen Tannen und über steinige Berghalden. Immer schöner erschien mir die Erde, immer mehr wollte ich sehen, bis die Sehnsucht ganz leise an mein Herz klopfte, die Sehnsucht nach Ruhe und Zufriedenheit, ein stilles, tiefinnerliches Verlangen, nun endlich innezuhalten mit dem Wandern und zu rasten.

So bin ich denn in dieses friedvolle Land gekommen, das still und verlassen vor den Bergen liegt und doch vielleicht zu den allerschönsten gehört auf der Erde. Ein kleines Stückchen Oberbayern. Da sind weite, sattgrüne Wiesen und saubere Aecker mit einer sanftbraunen Erde. Bescheidenheit überall, wo das Auge hinblickt. Kein Hügel erscheint zu hoch, kein Feld zu weit, alles ist so, um eine Sehnsucht zu stillen. Die Berge im Osten sind blau, und silberhell leuchten die schneeigen Gipfel.

Eingebettet in die kleinen Waldungen unterhalb der Hügel dehnt sich ein kleiner See. Ganz ruhig ist das Wasser, und es scheint als gingen die Wellen schlafen. Ein leiser Wind zittert über die Spiegelfläche, in der urweitlich groß die doch so friedvollen Tannen erscheinen.

Da sitze ich nun unter zwei jungen, silberhellen Birken auf einer Bank. Rotglühend leuchtet die scheidende Sonne im Westen, rotglühendes Sonnenlicht strahlt auf die blaudämmernden Berge. Drunten liegt in tiefem Schwarz der See. Seltsam schön und unheimlich zugleich. Kein Boot ist zu sehen, nur ein Vogel mit hellem Gefieder streift schnellen Fluges über das Wasser, ein kleiner, schlafmüder Vogel, der verspätet dem nahen Nest zufliegt.

Reglos sitze ich da, nur mein Blick wandert begierig über die wunderbare Pracht des Abendwerdens, zu den blauen Bergen in der Ferne und dem glühenden Sonnenlicht.

Immer tiefer steigt die Sonne hinunter, immer schmäler wird der Goldstreifen, den sie in gütiger Wärme in die Landschaft legt. Ganz stille stirbt sie dahin, und der Abend kommt, grau anfänglich, grau und mild. Vom Wasser steigt der Nebel auf und webt sich in das Dunkel der Tannen.

Bim — bam — klingen die Glocken von Seeham. Bim — bam — indes es Nacht wird. Sie läuten den Tag zur Ruhe, der ehedem geglüht hatte von Sonnenlicht.

Bim — bam sagen sie, und das ist, als wäre es eine Musik am Abend.

Der Wind kommt auf, abendlich frisch kühlt er meine Stirne.

Da ist auf einmal so viel Freude in mir, und ich weiß, daß es schön, wunderschön ist in der Heimat. Alles geht schlafen um mich: der Wald, die Wiesen, Felder und Aecker, die kleinen Vögelein und alles, alles, was sich getummelt hatte in der glühenden Sonnenhitze. Und ich öffne die Augen. Ganz weit mache ich sie auf, um all diese Pracht in mich hineinzutrinken. Mit meinen Armen möchte ich dieses Land umgreifen, weil ich ihm gehöre und weil ich in ihm leben darf.

Bim — bam — klingen die Glocken von Seeham herüber, und ich höre Worte daraus, ganz leise, warme Worte: Gute Nacht — gute Nacht — gute Nacht — — Auf der Bank bin ich eingeschlafen, und ich wußte bei dem ersten Silberlicht der Sonne, daß dies die schönste Nacht meines Lebens war.

Der Fechter von Carmona

VON HEINZ OSKAR WUTTIG

Carmona ist eine kleine spanische Stadt nahe Sevilla. Eines Tages zog die dortige Zollwache mit blanker Waffe vor ein kleines Haus, das schon außerhalb der Stadt, dicht am Olivenhain, lag. Cäsar Alterez sollte wegen Schmuggelei auf das Stadthaus gebracht werden. Die Verhaftung war erfolgt. Der kleine Zug, Alterez in der Mitte, setzte sich gerade in Bewegung, als der dreizehnjährige José, der Sohn des Arretierten, mit einem Rohrstock bewaffnet aus der Tür sprang und mit wütenden Hieben den Anführer der Wache attackierte. Sein kindlicher Stolz konnte nicht ertragen, daß der Vater abgeführt wurde. Er wollte ihn befreien. Zuerst lachte der Hauptmann über den Knirps. Als aber die Hiebe immer dichter auf ihn niederprasselten, versuchte er sich mit flacher Klinge zu verteidigen. Umsonst! Der kleine José war flinker und geschickter, der Hauptmann, zuerst noch lachend, wurde immer hitziger und unbedachter. Schon zierten seine Backen links und rechts, zwei dicke rote Striemen, das Ohr war geschwollen, selbst die Hand, die den Säbel führte, war zerschlagen. Da gab er es auf. Warf die Waffe weg, stürzte sich auf den Bengel, wollte ihn packen und durchwalken, aber wie eine Eidechse entschlüpfte dieser, zog dem Hauptmann noch eins über, sprang über den Zaun und war weg. — Das war das erste Duell des José Alterez.

Sieben Jahre später war er einer der gefürchtetsten Fechter und Duellanten ganz Andalusiens. — Aus dem dreizehnjährigen Knaben war ein kräftiger, entschlossener und unerschrockener Bursche mit kühnem, stolzen Gesicht geworden. Seine Liebe zum Waffenhandwerk hatte ihn früh durch die Fechtschulen und Waffenböden Sevillas geführt. War er schon vorher ein Meister im Messerkampf gewesen, so lernte er jetzt noch den Stoßdegen zu führen, das Florett schwirren zu lassen und den schweren Säbel zu handhaben. Bald übertraf er seine Fechtmeister und fand in keiner Waffenart mehr einen wirklich überlegenen Gegner. Fechten war damals mehr als ein bloßes Vergnügen. Es war eine Notwendigkeit. Bei der Heftigkeit und Leidenschaft der Temperamente bot nur das Duell die Möglichkeit, gewisse Meinungsverschiedenheiten aus der Welt zu schaffen und der Degen war die Waffe. — Der Ruf José Alterez, des Fechters von Carmona, drang über Andalusien hinaus. Seine Affairen häuften sich, drei oder vier Duelle in der Woche waren nichts Seltenes und keines davon dauerte länger als wenige Augenblicke, meistens erledigte er seine Gegner gleich nach Beginn des Kampfes. Man sagte von ihm: José Alterez benötigte für seine Duelle einen eigenen Kirchhof. — War das auch übertrieben, so besteht doch die Tatsache, daß er einmal in einer schrecklichen Kette von Duellen im Verlauf von nicht einer Stunde zwölf Meisterfechter aus La Palma zum Teil tötete, zum Teil kampfunfähig machte. Trotz dieses furchtbaren Rufes fanden sich aber immer wieder Kavaliere, die Händel mit ihm suchten. Sein Name war in ganz Spanien und darüber hinaus bekannt. Er wurde nach Madrid an den Hof gerufen. Die Gesandten fremder Länder ließen ihre Meisterfechter aus der Heimat kommen. Ein grandioses Schauspiel wurde aufgezogen und der Portugiese Gallega, der Elsässer L'Alumette, der Italiener Volpi, der Deutsche Traßmann sanken nacheinander abgestochen und durchbohrt in den Sand. — Mit dem Rapier in der Hand galt José Alterez für fast unverwundbar. — Ein provencalischer Edelmann, Meister im Stoßdegenfechten, forderte ihn einst zu einem Zweikampf in dieser Waffe. Stellte jedoch die Bedingung, daß José vorher zu einem Scheinkampf mit ihm antrat. Als er jedoch schon fast mit dem ersten Stoß den Knopf von José's Waffe direkt in der Halsgrube spürte und während er sich vergeblich bemühte, einen Stoß anzubringen, wiederholt an derselben Stelle getroffen wurde, verzichtete er auf die Austragung des scharfen Ganges und ward nicht mehr gesehen.

Auf der Höhe seines Ruhmes, Senor José Alterez war längst ein reicher Mann, hatte mehrere Fechtschulen, eine Stierkampfarena und viele tausend Peseten beisammen, lieferte der Fechter von Carmona sein letztes und schwerstes Duell. — Er hatte in alle Welt die Forderung zu einem Zweikampf geschickt. Und zwar sollte dieses Treffen in allen Waffengattungen, vom Messer über Florett, Degen bis zum Macheto, dem breiten Buschschwert der spanischen Kreolen, geführt werden. — Lange dauerte es, daß sich jemand darauf meldete, bis Basile Croquère, ein Mulatte, der berühmteste Fechter Louisianas, in Spanien erschien und sich José Alterez stellte. — Er hatte einen Schwur geleistet, nicht in die Heimat zurückzukehren, ohne José, den Fechter von Carmona, besiegt zu haben.

Unter der ungeheuren Spannung halb Spaniens, das in dem kleinen Carmona zusammengeströmt war, begannen die Vorbereitungen zu diesem Kampf. — Draußen vor der Stadt wurde auf dem Felde ein kreisförmiger Platz festgestampft. José legte seine Waffen nieder, Croquère brachte die Seinigen. Die Sekundanten stellten sich auf und die Zuschauer nahmen ihre Plätze ein. Noch einmal schätzten sich die Kontrahenten gegenseitig ab und prüften ihre körperlichen Qualitäten. Ruhig, kalt und beherrscht sah sich José seinen Gegner an. Der Mulatte lächelte. Aber es war ein höhnisches, teuflisches Lächeln. Und mit einem tierhaften Instinkt spürte José auf einmal irgendwo eine lauernde Gefahr. Er faßte Croquère fest ins Auge. Der lächelte noch immer. Da riefen die Unparteiischen den ersten Gang auf. José aber ging plötzlich unbewaffnet auf den Gegner los, hob dessen Degen vom Boden auf, lief bis zu den ersten Zuschauerreihen, faßte sich dort einen zufällig herumlaufenden Hund und ritzte ihn mit dem Degen am Ohr. Alles beugte sich vor, kein Mensch wußte, was das bedeuten solle, — da, . . . nach wenigen Sekunden lag der Hund steif und verendet. Die Waffen des Mulatten waren vergiftet. — Ein ungeheurer Tumult brach los, die Spanier stürzten auf den Platz, bleich und schlotternd stand der Mulatte, fast wäre er gelyncht worden, hätte sich nicht José vor ihn gestellt. Mit wenigen Worten beruhigte er das Volk, schickte es auf die Plätze zurück, nahm seine Waffen auf und zwang Basile Croquère zum Kampf. Dem blieb nichts anderes, als sich zu verteidigen, und so begann das unheimlichste Duell José Alterez. Er wußte genau, der geringste Kratzer bedeutete den Tod. Aber eine Gefahr, die er einmal erkannt hatte, war für ihn keine Gefahr mehr.

Atemlos sah das Volk seinen Helden mit dem Gegner die Waffen kreuzen. Hin und her sprangen die Duellanten, fintierten, stießen zu. Und jeder Ausfall, jeder Stoß war von einem kurzen, leidenschaftlichen Aufschrei begleitet, der den Gegner bluffen und verwirren sollte. — Alle Viertelstunde war Waffenwechsel. Beim Messer bekam Croquère jedoch schon einen tiefen Stich in den Arm. Beim Florett war José noch immer unverletzt, der Mulatte blutete schon aus vielen Wunden, der Säbel zerschnitt ihm Backe und Schulter und zum Macheto kam es nicht mehr, denn vorher schon hatte José's Stoßdegen dem Mulatten beide Lungenflügel durchbohrt, und langsam sank Croqére vornüber in den Sand.

Im Begeisterungstaumel durchbrachen die Spanier die Barrieren. José wurde wie ein König gefeiert. Ohne die kleinste Schramme war er aus dem furchtbaren Kampfe als Sieger hervorgegangen. — Huldvolle Ehrenschreiben wurden ihm überreicht, mit Siegeln von vielen Regenten versehen, zusammen mit dem Dokument, das ihm die Ritterschaft, libre de gastos, verlieh.

Aber es war sein letztes Duell. — Vier Tage später trat er mit bloßem Fuß in einen rostigen Nagel. Eine heftige Blutvergiftung trat ein, eine volle Woche rang der Fechter von Carmona um sein Leben, bis der Tod die tapfere Klinge dieses unerschrockenen Kämpfers überwand.





Hungrige Münder

Von einem Jahr ins andere

AUS EINER FLAMISCHEN KINDHEIT

VON LODE BAEKELMANS

Die Dächer lagen wie mit feinem Zucker bestäubt, an den Fenstern glitzen Eisblumen und -fächer, die Telefondrähte hängen voll Reif und gleichen Häkeleien.

Die Bäume sind bepudert, besponnen, mit weißem Schimmel überzogen, Aeste und Zweige schillern dünn und silbrig wie Federn oder Flöckchen im milchigen Nebel. Der Frost webt einen Hauch von kristallenem Reif, zart und glimmernd.

Hier und da glüht ein offenes Feuer.

Das Jahr geht zu Ende, das schwere Jahr!

Heute spazierte ich die Docks herauf. Vor der alten Garküche, in der Nähe des Schuppens, liegt ein Kieshaufen. In dem niedrigen Bau ist jetzt eine Schmiede untergebracht. Die Fensternischen sind zugemauert, aber man erkennt, wo sie gewesen sind. Hier und da wird noch ein Buchstabe der alten Aufschrift sichtbar.

Vor einem Vierteljahrhundert habe ich hier gewohnt . . . Und mir fällt ein, wie wir die Jahreswende in unserer Jugend erlebten.

Das war eine schöne Zeit!

Damals schwelten am Morgen die altmodischen Petroleumlampen und ihre Schwaden vermischten sich mit dem Dampf, der aus dem Küchenkessel aufwallte. Ich frühstückte und ging in der Morgendämmerung zur Schule. Draußen lag alles starr von Kälte da. Es war ein Spaß, die harten Pferdeäpfel vor sich herzutreten . . . Im Schuppen wurde gearbeitet und unsere Hühner liefen mit geplusterten Federn herum. Der Hahn stolzierte vorauf.

Mittags redeten viele Stimmen in dem Eßsaal durcheinander. Dazwischen lag, durch Glaswände abgetrennt, die Küche. Es roch nach Suppe und Geschmortem. Ich wurde in dem Gedränge hin und hergeschoben, ein kleiner Junge, um den sich niemand kümmerte.

Am späten Nachmittag, wenn der Unterricht beendet war, lockte das lustige Feuer des großen Küchenherdes, auf dem die rotkupfernen Kessel glühten. Es brannte nur wenig Licht und die Katzen schnurrten im Feuerschein. Das Weißbrot mit Belag und der frische Kaffee, auf dem Rahm schwamm, schmeckten lecker.

Die Schulaufgaben wurden hingeschmiert, denn der Conscience lockte. Es gab nichts Molligeres und Behaglicheres als vor dem Riesenherd in die Lektüre zu versinken und nur dann und wann einen Blick auf das mächtige Feuer zu werfen. Im „Schellenkrug" schälten die Mägde Kartoffeln und ihr Gesang drang herüber.

Am Tage der unschuldigen Kinder begann die festliche Freude.

Wir Kinder zogen in Scharen durch die Nachbarschaft. Die Jungen, in Vaters weiter Weste und Jacke, mit umgekrämpelten Aermeln, hatten künstliche Schnurrbärte und trugen hohe Hüte oder Schlafmützen. Die Mädchen hatten sich mit Mutters Jacke und Mütze verkleidet und auf den vorgebundenen Schürzen baumelte ein Schlüsselbund. Der Vater, der auf dem Kontor rechnete, wurde alle Augenblicke durch den Gesang „drei König, drei König, schenkt uns nen neuen Hut", oder „Neujahr süß, das Ferkel hat vier Füß", gestört. Wenn die Bettelkönige einmal nichts bekamen, sangen sie im Chor:

Hier hängt ein Back mit Brötchen aus
Und hier hängt ein geiziger Teufel aus."

Nach dem „Vadertensdag" wußte ich mit meinem Neujahrsbrief nicht mehr zu bleiben. Ich holte ihn aus der Lade und tastete den Umschlag ab. Ich fühlte ihn in den Händen brennen. Aber schließlich versteckte ich ihn doch noch einmal anderswo.

Das Geheimnis bedrückte mich schwer. Es lastete auch auf meiner kleinen Schwester, so daß Vater und Mutter an sich hielten vor Lachen. Am letzten Tag des Jahres erzählte Vater von dem Mann mit den dreihundertfünfundsechzig Nasen, der auf dem großen Markt zu sehen sei. Die Mägde lachten und kreischten bei der Arbeit, sie planschten im Wasser und schrubbten die Steinflure, und die weißen Holztische waren nach dem Trocknen hagelblank.

Jannet, die Hausmagd, kam mit Paketen aus der Stadt zurück. Ich saß still dabei und träumte, Schwesterchen wurde früh zu Bett gebracht.

Gegen neun Uhr wurde es still im Haus. Ich saß im Wohnzimmer am runden Tisch und las ohne Andacht. Draußen wurde gesungen und auf Harmonikas gedudelt. Träge kroch der Zeiger der Wanduhr voran.

Der Vater war in dem angrenzenden Kontor unverdrossen bei der Arbeit und ging manchmal an den Geldschrank zählen. Der dünne Rauch seiner Pfeife zerging. Die Mutter kramte hier und da, öffnete Päckchen und füllte Kuchendosen mit „Nicknack". Die Krümel bekam ich. Auf einer Schüssel prangte der Pfefferkuchen. Die dunkle Kruste mit buntem Zuckerzeug verziert. An jeder Ecke klebte ein grünes Blatt. Auf einem anderen Teller lag ein Bisquitherz mit rosigen und grünen Zuckerkanten. Jannet sah ungeduldig umher und stocherte ein um das andere Mal in dem rotglühenden, knisternden Ofen.

Um ein halb zwölf wurde Schwesterchen aus dem Bett geholt und Vater stellte die Uhren gleich.

Jeder ging scheinbar unbemerkt seine Ueberraschungen auskramen. Dann zählten wir die Minuten. Von einem Jahr ins andere!

Fünf Minuten vor zwölf stellten wir fest, daß die Uhren nicht stimmten. Wir wünschten uns Neujahr. Die Mutter steckte uns ein Päckchen zu für den Vater, Vater eines für die Mutter. Neugierig knüpften wir unsere Geschenke auf und Jannet bewunderte den Stoff für ihr neues Kleid.

Dann krachte es draußen los. Alle Schiffe im Hafen tuteten und die Schiffer an den Docks machten Kesselmusik mit Deckeln und Töpfen. Die Neujahrsgänger wurden übertönt.

„Jetzt ist das neue Jahr da", sagte Vater ernsthaft, nachdem wir still zugehört hatten. Während der Hafen sang, holte ich meinen Neujahrsbrief und las ihn in merkwürdiger Erregtheit vor. Wir wurden wieder geküßt. Vaters Backe war glatt rasiert, Mutters und Jannets von Tränen benetzt. Wir bekamen einen Zwieback und etwas spanischen Wein. Dann wurden wir zu Bett gebracht. Ich lag mit offenen Augen und hörte das leise Plaudern der Eltern in der Wohnstube.

Dies war ja nur eine Vorfreude gewesen, denn morgen, morgen würde erst richtig Neujahr sein. Während der Schlaf alles sachte auswischte, hörte ich die Hunde knurren, die weiße Dogge und den schwarzen Lord mit dem trüben Auge.

Schon in der Frühe kamen am nächsten Morgen die Mägde ein „Glückseliges" wünschen. Zwischendurch wurde gefrühstückt. Ueber die weißgelbe Tischdecke lag ein weißes Tafeltuch gebreitet. Mitten auf dem Tisch war der Likörständer mit Kognak und Schiedam, Advokat und Kümmel und einer braunen, eingedrückten Flasche mit Danziger Goldwasser. Eine Kiste Zigarren und Backwerk gehörten an diesem Tage dazu.

Die Musikdose spielte andauernd und der graue Papagei kreischte.

Neujahrsbesucher kamen und gingen, tranken ein Gläschen, sprachen über Wetter und Wind, über die Kinder und die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Ich hörte zu, schnuppte ein Plätzchen und durfte ein Gläschen Advokat mittrinken, den die Mutter selber gemacht hatte.

Die da kamen, waren lauter Sonderlinge. Meine Onkel! Der eine ein Kopfhänger, ein anderer immer lachend, einer ein Witzemacher, einer lebhaft, ein anderer ernst. Dann war da der Wirt aus dem „Röschen", der Reiter von der Reismühle, der Buchhalter von der Schmiede, der auch Volksvorträge hielt, ein Maler aus guter Familie und noch mehr Käuze.

Gegen zwölf Uhr verstummte die Musikdose und die Besucher brachen auf. Nun kamen die Stammgäste aus der Garküche und wünschten, während sie das Essen holten, durch das Schiebefenster „Gesegnetes Neujahr". Und wieder waren es merkwürdige Menschen, Sackträger und Fuhrmänner, Schmutzfinken und Halbgescheite, Kerle aus der „Hoogstraeten", frühere Soldaten, Zöllner, Brückendreher und Schutzleute. Die Mägde hatten früh Ausgang. Jannet riegelte die Fensterläden zu, räumte den Tisch ab und ging ihre Verwandten besuchen.

Dann machten wir uns zur Großmutter auf den Weg, um ihr ein gutes Neujahr zu wünschen.

In der Dämmerung torkelten betrunkene Matrosen die Docks entlang und weiter drinnen in der Stadt kamen uns viele Leute entgegen, die im Riesen gewesen waren. Die Großmutter wohnte in einem alten Haus, mit Treppengiebeln in der Käsestraße. Ueber und unter ihren Zimmern war ein Tabakslager. In der Stube roch es nach gutem Kaffee.

Sie saß im Lehnstuhl vor dem Fenster und konnte die Schiffe auf der Schelde fahren sehen. Sie hatte einen schwerfälligen Körper. Unter der Spitzenmütze blickten strenge, braune Augen in einem dicken Gesicht, das viele Grübchen hatte. Sie sprach gebildetes Holländisch und war sehr fromm. Ihr Taschentuch duftete nach Eau de Cologne.

Wenn ich den Neujahrsbrief vorgelesen hatte, küßte sie mich und setzte die Brille auf die Nase, um meine Krakelpfote zu untersuchen. Ich betrachtete unterdessen ein bißchen ängstlich die schweren Deckenbalken und zwei bemalte englische Figuren, unter Glasglocken. Sie hatten eine merkwürdige Anziehungskraft. Es waren Pferde mit Reitern.

Schließlich nickte Großmutter zustimmend und schenkte Tante Dien ein paar Gläschen Advokat ein.

Später erschienen die übrigen Verwandten und erfüllten die große Stube mit Lärm. Großmutter saß still da und schaute zu. Ich bekam ein Album auf die Knie und besah Bilder von Großvater und von holländischen Neffen aus Zierickzee ver-Flakkee.

Auch hier spielte die Musikdose.

Später sangen wir dann Lieder: „Das Lügenlied", den „Fischmarkt von Löwen" und die „Geschichte vom Knecht Jakobje, der Magd und der Haferkiste".

Ich hatte nur Spaß am „Fischmarkt vom Löwen", denn der Humor der anderen Lieder entging dem Knirps, und die Großmutter bewunderte, um mich zu beschäftigen, das Riechfläschchen, das ich ihr hatte schenken dürfen.

Dann gingen wir durch die belebte Stadt nach Hause. Ermüdet von dem Freudentag, fielen uns Kindern die Augen zu, ehe wir im Bett waren.

Am 2. Neujahrstag bekamen wir wieder Besuch und gingen selber in der Nachbarschaft auf Visite. Das ungewöhnliche und abwechslungsvolle Leben wirkte noch die ganze Woche in uns nach.

Am Dreikönigstag sang das junge Volk wieder wie am Tage der unschuldigen Kinder. Am verlorenen Montag bekamen die Mägde Wurstbrote und tranken nachmittags Schokolade. Ich ging auf den Pferdemarkt Federchen einkaufen und ein Schreibheft als Neujahrsgeschenk und bekam von der Verkäuferin eine Holzbüchse mit fünf gebrauchten Federchen.

In der Stadt zogen Betrunkene umher. Sie waren seit dem Morgen unterwegs, Kneipe ein, Kneipe aus, und hatten schwer geladen. Mittags hatten die Kunden nicht den gewohnten Appetit. Viele kamen nicht in die Garküche, Harmonikaspieler zogen mit Scharen singender Weiber und Kinder durch die Straßen.

Am Abend las ich wieder im Conscience, während von draußen Spektakel hereindrang.

Nun war das neue Jahr in Gang gesetzt. Von einem ins andere! Selige Kinderzeit!

Inzwischen sind die Sterne klar glänzend am Winterhimmel aufgetaucht. Eine Kirchenglocke bimmelt herüber. Ineinandergekauert hockt der Bau am schlummernden Hafen.

Ich kehre in die Stadt zurück. Die Laternen schimmern bläulich.

Zuhause fällt mein Blick auf die abgestoßenen Reiterfiguren aus Großmutters Glasglocken.

(Uebertragen von Dr. Karl Jacobs.)

Wohnungen, wie geträumt

VON EMIL VORBECK

Wenn er, ein wenig feierlich in seinen Gefühlen, durch das Land fuhr, kam er sich oft wie ein Entrechteter vor, der, eingesperrt in die Schluchten der Städte, keinen Anteil an der freieren Erde und dem großen Himmel hatte. Das beste, was ihm sein Tag bot, waren Wünsche, Sehnsüchte und Träume.

Hier indes trat Wahrheit vor den Anschein. Was er zuhause nur in schweifenden Gedanken witterte, stand nun rund und leibhaftig vor ihm Und er kannte es, ohne es zuvor gesehen zu haben. Er kannte es aus den Erfahrungen seiner Wünsche, Sehnsüchte und Träume.

Einmal gelangte er, mitten in einem Gebirgstal, vor ein breitbrüstiges, weißes Haus, dessen flachgeneigtes Dach mit Schindeln und Stein belegt war. Königliche Tannen umsäumten das Anwesen, das unter einem Firste alle Zwecke bäuerlichen Lebens vereinigte. Nur eine runde, gekuppelte Kapelle blühte, nicht weiter als ein Steinwurf davon entfernt und inwendig voller Ueberschwang, auf frischgrünem Rasen, der den äugenden Rehen mehr als dem Jäger gehörte.

War das nicht, noch dazu überstrahlt von verschneiten Felstürmen, die Heimat, die sich ihm dann immer am verlockendsten malte, wenn ihn die Greuel fremder Mietzimmer quälten? Hier zu wohnen, hier zu arbeiten und hier sich zu freuen, würde den Inhalt des Lebens vermehren. So schlicht auch der Tag wäre und so nah der Schöpfung, so still die Stunden, so hellhörig, so reicher und dichter wüchse das Glück, wüchse mit Wolken und Wettern, wüchse mit Krokus und Herbstzeitlose, wüchse mit Kindern und Tieren, wüchse mit Wissen und Werk.

Und er pochte an die Tür, die ihn von jeher erwartete. Täuschte sich jetzt nicht sein Blick? Das Wappen seiner Jugend, die Muttergottes mit dem Einhorn, wachte über der Schwelle. Als eine betuliche Magd öffnete, erkundigte er sich nach diesem Zeichen. Sie führte ihn in eine vertäfelte Stube, wo ein rotbärtiger Förster am Fenster sein Gewehr putzte, während ihm ein Dackel schiefköpfig dabei zusah.

Der Grünrock war noch nicht lange auf diesem Posten. Er wußte nur daß im Stall hinter den Raufen zierliche Marmorsäulen schimmerten und daß am Gewölbe bröckelnder Verputz Reste eines Deckengemäldes freigab. Eine Abtei hätte früher hier Gründe besessen. Damit erklärte sich für den Frager alles. In jenem Kloster war die Schule untergebracht, die er einst besucht hatte. Deshalb überraschte ihn die Gleichheit der Wappen.

Am liebste wäre er für immer geblieben. Beinahe hätte er es auch gekonnt. Erst vor wenigen Wochen vermietete der Staat, Nutznießer aufgehobenen Kirchengutes, alle überflüssigen Räume an einen Jagdherrn. Der Förster schloß die meist verwaiste Wohnung auf. Vor gekalkten Wänden standen bunte Schränke, Laden und Tische. Dazwischen spielten goldene Sonnenkringel. Ein Latschenkranz, den rotes Band durchflocht, umrahmte das lächelnde Bild eines blonden Mädchens. Vielleicht würde es zu sprechen beginnen, wenn er allein wäre. Sobald Träume wirklich werden, gibt es keine Wunder mehr.

Jahre später wurde er an die Ufer der Altmühl eingeladen. Flammende Herbsttage breiteten sich über die Wälder, aus denen manchmal sehr jäh und unvermittelt eine spitze Kalknadel sprießte. Er streifte planlos durch das seltsame Tal und pflückte, was er fand. Die kupfrigen Früchte der Hagebutten, die schwarzen Beeren des Wacholders und die heißen Dolden der Eberesche.

Auf diesen Gängen ragte plötzlich ein schroffes Schloß über ihm. Seine Mauern waren Fortsetzung der Felsen. Seine Türme glichen bekreuzten Gipfeln. Seine Dächer sahen wie schräge Steinbrüche aus. Nur eine Zugbrücke klammerte es an die feindliche Welt. Es trug keinen anderen Schmuck außer dem seines Trotzes.

Sonst haßte er Burgen, weil das vorige Jahrhundert sie mit falschen Zinnen aufgeputzt hatte. Diese aber entsprach vollkommen seinen Wünschen. Er war begierig sie zu erproben, und klomm durch einen Hohlweg bis ans Tor hinan und zog an einem eisernen Griff, worauf eine zersprungene Glocke antwortete.

Nach einer Weile zwängte sich der Wuschelkopf eines zwölfjährigen Jungen durch die oberste Schießscharte. Der Vater sei mit den Schlüsseln weggegangen. Die Lockung einer Münze entlarvte den Lügner. Er kletterte herab und riegelte einen schmalen Durchlaß auf. Mit der heiseren Angel wetteiferte ein kläffender Spitz.

Im winzigen, dreieckigen Hof, den an zwei Seiten Gebäude faßten, warf eine Linde ihr fahles Laub auf das begraste Pflaster und hing eine Brüstung, aus Steinen locker geschichtet, über dem weiten Land, das sich wie eine Karte entrollte. Klein und nichtig lag unten die Erde, getigert mit den grauen Flecken der Dörfer und den braunen Streifen der Felder. Herrscher über den ganzen Gau war der Blick, der von hier zu den äußersten Grenzen schweifte und alles wie in einem Adelsbrief empfing.

Gelassen folgte der Fremde dem Knaben in das dunkle Innere der Burg aus dem eine steile Stiege zu lichteren Stockwerken emporstieß. Sie traten in eine ganz und gar hölzerne Kammer, die keine Türen erkennen ließ. Durch leisen Druck auf ein Sims sprang unvermutet ein Getäfel auf, und die beiden standen in einer zweiten Halle, deren vornehmste Zierde die Marmorgewänder zweier Kamine waren. Durch diese gegensätzlichen Räume vorbereitet wie durch besondere Weihe, empfand er nun die köstliche Flucht der Säle, Gemächer und Zimmer als etwas Erlesenes, das mit vollem Recht über der sonstigen Welt erhoben war.

Dabei fühlte er sich nicht fremd, sondern heimisch. Vergangenheit und Gegenwart feierten hier Hochzeit. Der irdene Krug, aus dem durstige Lippen eben noch heurigen Most getrunken hatten, wartete in kühler Mauernische, über der die Zahl 1492 eingemeißelt war. Die erlauchte Habichtsnase eines bezopften Kavaliers aus dem siebenjährigen Kriege rümpfte sich über einem biedermeierlichen Kattunsofa, auf dem die Puppe eines Kindes schlief. — Als der Besucher sich garnicht trennen konnte, sagte der kleine Schlingel, daß sein gnädiger Fürst, der ein Dutzend solcher Schlösser besitze, das zwölfte gerne herschenken möchte, wenn sich ein Liebhaber fände Der Aufwand für die bauliche Pflege sei unerschwinglich, die Ziegel fielen von den Dächern und die Fensterläden vermorschten. Beim Abschied wußte der Fremde, das Reichtum eine Plage sein könne.

Trotzdem vergaß er diese Lehre sehr bald, als ihm der Zufall ein Haus überlieferte, nach dem er sich oft genug gesehnt hatte. Stets wurde er früher von dem Geheimnis der gelben griechischen Fassade bezaubert, die sich in einem schwermütigen Teiche badete. Er legte sich ein dazugehöriges Leben zurecht, daß er hinter den schmalen, bis auf den Boden herabreichenden Fenstern führen wollte. Feste und Alltage wechselten darin in schöpferischer Ordnung ab.

Nun schenkte ihm das Schicksal plötzlich die Erfüllung. Doch es erwies sich nur zur Hälfte großzügig. Die herrliche Schale enthielt einen schäbigen Kern. Statt erträumter Schönheit gab es feuchte Wände und faulige Dielen. So begann er, um den Abstand zwischen Vorstellung und Wirklichkeit einzuholen, mit einem verzweifelten Fasten, das ihm die Mittel dazu bringen sollte. Nach fünf Jahren waren die Räume endlich dem Vorbilde seiner Sehnsucht gleich, und er zog in sie ein.

Am selben Tage zündete ein niederträchtiger Blitz das Haus an und verwandelte es in eine Trümmerstätte. Er bezweifelte diese Tatsache, die ihm so schlecht erfunden vorkam. Erst als seine Hand von der letzten, glimmenden Glut versengt war, glaubte er daran.



Der Stuiber gibt nicht nach

Eine Geschichte aus Siebenbürgen

VON OTTO ALSCHER

Sie haben ein Feuer angezündet, um sich wenigstens etwas zu durchwärmen, bevor sie den weiten Rückweg antreten. Doch so hoch die Flamme auch auflodert, es gibt nicht viel aus, denn der Sturm reißt die Wärme weg und wirbelt auch in diesen Winkel zwischen den Felsblöcken die Schneewolken herein.

Sie kauern auf Holzstücken in dem engen Kreis, den die Hitze des Feuers vom Schnee freigeschmolzen hat. Auch der Hund hat sich an das Feuer gedrängt und sitzt nun zitternd da.

Der alte Pfaffl, von dem der Vorschlag ausgegangen ist, jetzt, mitten im Winter, nochmals in die Berge zu steigen, um Buchenpilze zue sammeln, meint nun, da er sich für alle verantwortlich fühlt: „Zuviel is es doch, Stuiber, was dir aufladn willst."

Der Stuiber Georg schüttelt unwillig den Kopf. „Mein Weib hab i gsagt, soviel Schwammerln i find, bring i heim. Alsdann trag i s' a."

„Wenn der Stuiber sein Wort gegeben hat, muß er es auch halten", denkt der alte Pfaffl. Er gibt aber dennoch zu bedenken: „Der Schnee geht scho bis zu die Knie. Dös is a archs Gehn, wann man so an schwern Sack gebuckelt hat. Nur bis zur Hüttn müssen wirs derlangen muring finden mir sicher a Holzfuhr."

Der junge Nowak aber, der von einer rumänischen Mutter stammt, meint achselzuckend: „Ich hab nit mehr wie zehn Kilo im Rucksack. So zweihundert Lei zahln sie mir doch dafür in der Stadt. Wenn der Georg mehr habn will, muß er sich auch plagn."

„Mi schreckt der Weg nit", antwortet der Stuiber gleichmütig. Geld is rar heut, bei uns Deutsche in dem neue Land Großrumänien. Für zwei Sack Korn muß es langen, was mir die Schwammerln einbringen werdn. Gehn mirs an!" Und er erhebt sich.

Während sie die prall gefüllten Rucksäcke schultern, sagt der alte Pfaffl: „Wann mirs nur derzwingen zur Hüttn bis Owend." Dabei streift sein Blick den Stuiber, der sich auf den Rucksack noch einen fast ganz gefüllten Kartoffelsack festschnürt."

Wie sie aus dem Schutze der Felsen kommen, müssen sie sich gleich gegen den Sturm anstemmen. Es ist, als gieße sich plötzlich eine tobende Flut über sie, gegen die sie hilflos, blind und taub ankämpfen müssen. Es braust und schrillt um sie, mit ununterbrochenem Rasseln saust der hartkörnige Schnee an ihnen vorbei, unter ihren Füßen ist ein ständiges Gleiten und Verschwinden, sodaß sie wie in Nichts treten und das Gefühl haben, als kämen sie nicht vorwärts.

So dicht ist das fauchende Gewölk rings um sie, daß die grauen Stämme der hohen Buchen nur wie Schatten neben ihnen auftauchen und sogleich wieder verschwinden.

Ein Weg ist nicht zu erkennen. Die Spuren im Altschnee, die sie auf dem Herweg zurückgelassen, sind längst unter dem Gestöber vergraben und der alte Pfaffl, der vorangeht, wird nur durch sein Richtungsvermögen geleitet und durch den Hund, der sich vor ihnen durch den Schnee gräbt. Manchmal nur überzeugt er sich durch die Kerben, eingeschnitten in die Rinde der Stämme, daß sie noch den Pfad halten und durch die Sohlen der Füße, die ihm anzeigen, ob unter ihm der Boden noch frei von Fallholz ist.

Sie schreiten ganz vornübergebeugt, einer hinter dem anderen, als letzter der Stuiber Georg. Mit der Brust legn sie sich auf den Wind, Kopf und Gesicht tief gesenkt, um durch die Hutkrempe, die scharf anpeitschenden Schneekörner abzuhalten. Nur zeitweilig suchen sie mit schnellem Blick die verschwommene Gestalt des Vordermannes, zumeist aber sind ihre Blicke starr auf Fußstapfen unter ihnen gerichtet, in die sie zu treten suchen.

Unter ihnen läuft der Boden, ist ein rasend schnelles Schneegeschiebe, das ihnen fast bis zur Brust reicht. Dazu das Heulen und Brüllen rings, manchmal ein surrender Brummton, dann wieder ein gellendes Pfeifen dicht neben ihnen, das ihnen in die Ohren schneidet, sie fühllos und benommen vorwärts jagt, mit dem qualvollen Bestreben, diesem Toben um sie irgendwie zu entkommen.

Der Sturm reißt ihnen den Atem vom Munde weg, er drückt ihnen die Brust zusammen, so daß diese nur unvollkommen, keuchend arbeitet. Wenn sie auch wollten, es wäre ihnen unmöglich, sich durch Rufe zu verständigen, denn jeder Laut wird ihnen durch den Sturm tonlos von den Lippen weggewischt. Darum suchen sie einander immer wieder mit den Blicken, um sich durch das Bewußtsein des Beisammenbleibens in ihrem Ankämpfen gegen den Schneesturm zu stärken.

Der alte Pfaffl, der unentwegt voranschreitet, blickt zeitweilig nach den anderen zurück. Da sieht er sie ganz gekrümmt sich vorwärtsmühen, nur mit der Brust über das Flockengeschiebe hinausragend. Die grobknochige Gestalt des Stuiber aber schwankt unter der hohen Last, es ist, als würden den die Füße nicht mehr recht tragen. „Wenn der nur nit am Weg bleibt! . . ." denkt der Alte besorgt.

So waten sie eine Stunde und noch eine. In dem Dröhnen und Schrillen ist ihnen jedes Zeitgefühl versunken, sie wissen nicht, seit wann sie sich so keuchend vorwärtsarbeiten, sie wissen auch nicht, wie lange sie es noch tun müssen.

Wenn der alte Pfaffl zurückschaut, sieht er nur mehr den Nowak ihm nachkommen, der Stuiber ist nicht mehr zu sehen. Anfangs macht er sich keine Sorgen darüber, er vermag ja überhaupt an nichts zu denken, dann aber, als wieder einmal das Fauchen des Sturmes dumpfer, verhaltener wird, erwacht in ihm jäh das Gefühl, daß er doch auf die anderen warten muß und zugleich auch ein wenig rasten. In einer Senkung hinter einem Stamm läßt er sich nieder, schiebt aufatmend die Riemen des Rucksackes von den Achseln.

Hier orgelt der Sturm hoch über ihn hinweg. Er drückt sich eng an den Stamm und wartet. Es dauert nicht lange, so taucht der Nowak auf, der ein bestürztes Gesicht macht, als habe er schon ängstlich nach dem Vordermann gesucht. Sehr erleichtert läßt er sich neben dem nieder. „Is das a Weg!" seufzt er, „ganz hin bin i." Dann schweigen sie wieder, während langsam der Schnee auf sie niederrieselt.

Rascher, als sie erwartet haben, kommt auch der Stuiber angeschwankt. So tief beugt er sich nach vorne, daß er sie erst bemerkt, als er schon dicht vor ihnen ist. Doch er läßt sich nicht nieder, steht unschlüssig da, erwartend, daß die anderen den Weg fortsetzen würden.

„Bist nit müd, willst nit a Rast machn?" fragt der Nowak.

„Na ja . . ." Und der Stuiber versucht sich von seiner Last zu befreien. Doch nur den obersten Sack läßt er sich losbinden, dann sinkt er schwer neben den zwei anderen nieder.

„Der Sack allaan is nomol so schwer, als was i trag," meint der Nowak auf den Kartoffelsack deutend.

Der Stuiber antwortet nicht darauf, dann fragt er: „Wie weit is no bis zur Hüttn?"

„Gut zwoa Stundn," antwortet der Alte. „Mir ham nit viel Zeit, wann mir bis Owend durt sein wolln."

„Nur a bisl no möcht i rastn," entringt es sich dem Stuiber.

„Du, Georg, sei gscheid, loß den Grumbirnsack da!" meint nun der Nowak.

Der Stuiber wendet langsam den Kopf. „Was i gsagt hab, dös halt i!"

„Dei Weib wird nit schimpfn, wannst nur die Hälftn bringst."

„I tus nit mein Weib zulieb, vur mir selber will i mi nit schamen."

„Dei Vater war grad so a Hartschädl", lenkt der alte Pfaffl ein. „Der hat a immer durchgsetzt, was er sie vurgnumma hat. Wann der uns gführt hat, san mir nit fehl gangen."

„Drum hat er sie a mit nitmol Siebzig zu Tod garweit," meint der Nowak geringschätzig.

Der Stuiber erhebt sich. „Gred is gnug, gehn mir wieder."

In der alten Reihenfolge setzen sie den Weg fort. Der Sturm ist fast noch heftiger geworden. Er kommt in jähen Stößen, die für eine Weile jedes Vorwärtskommen unmöglich machen.

Springt den Stuiber solch ein wütender Sturmstoß an, so schwankt er hilflos hin und her, um dann, wenn der Druck vorüber, jäh einige Schritte vorwärtszuschießen. Dann öffnet er mühselig die Augen, die er gegen den scharfen Anprall der Schneekörner schließen mußte und sucht den Weg, aus den ihn der Sturmstoß herausgeworfen hat.

Es ist immer dasselbe, immer dasselbe. Hoch und gellend pfeift es in den Wipfeln, dazwischen ein rasselndes Brausen, ein weiches Rauschen, wenn der Schnee unter den Füßen wegjagt, ein hartes kurzes Trommeln, sobald er an einer der Riesenbuchen vorbeikommt, an deren Stamm das Gekörne anschlägt.

Manchmal übertönt das Tosen ein kurzer Krach, ein prasselndes Dröhnen, wenn der Sturm einen morschen Baum niederreißt, der dann dumpf in den Schnee schlägt. Ständig aber fahren Zweige nieder, auch stärkere Aeste, von denen einer dicht vor dem Stuiber sich in den Schnee gräbt, so daß dieser unwillkürlich den Schritt anhält. Doch rasch setzt er wieder den Weg fort; was kümmern ihn die Aeste, er hat keine Zeit, muß sich mühen den anderen nachzukommen, deren Spur schon vom Schnee verweht ist, nur mehr als dunkle Linie erkennbar.

Er hätte doch länger rasten sollen. Die Füße zittern ihm von dem tiefen Waten, seine Lungen finden keine Luft mehr und hält ihn ein Sturmstoß auf, so schaut er sich unwillkürlich nach einem Stamm um, an den er sich lehnen könnte.

Ein Glück, daß die Joppe an der Brust und Schultern schon ganz von Schnee und Eis verkrustet ist. Nun schneidet der Sturm nicht mehr bis auf die Knochen — wenn nur die Arme und Hände nicht so sehr unter der Kälte leiden würden!

Wo ist denn die Spur der anderen? Weg ist sie, die wandernden Schneemassen haben sie ganz verdeckt, nun kann er sich nur nach den zeitweiligen Kerben in den Bäumen richten und nach den Füßen, die das Fallholz des bahnlosen Waldbodens gleich spüren müssen.

Er stapft und stapft, hebt die Füße, schiebt sie im Schnee vorwärts, drückt mit den Knieen die weiche Masse weg, wirft sich immer wieder gegen den Sturm und fühlt doch nicht, daß er weiterkommt. Jetzt, da er sich nicht mehr nach den Spuren der Vordermänner richten kann, ist in sein Gehen etwas Hoffnungsloses gekommen. Das ständige Abirren von dem schmalen, unter dem Schnee verborgenen Pfad, das Hindurcharbeiten durch Fallholz, bis er den Weg wiedergefunden, erschöpft ihn so schwer, daß er kaum noch weiter kann. Einmal stolpert er auch, wäre fast gefallen, hätte er sich nicht mit dem Axtstiel stützen können. Und noch nachträglich wird es ihm heiß, wenn er bedenkt, daß er in den Schnee hingeschlagen wäre, ohne die Möglichkeit, sich wieder mit der schweren Last aufrichten zu können.

Freilich, mit der Axt könnte er ja die Schnüre, welche den Katoffelsack halten, zerschneiden. Mit der halben Last wäre er dann rasch wieder auf den Füßen. Aber den Sack dann wieder aufladen, mit den klammen Fingern die Schnüre verknüpfen, das geht nicht. Und die Pilze liegen lassen? . . . „Dös geht doch nit!" überlegt er. Den Sack im Schnee nachziehen — ja, wenn es abwärts ginge, aber der Bergrücken steigt an und fällt ab, erst von der Hütte ab geht der Weg ständig zu Tal.

Daß er so schwach ist, nicht einmal die vierzig — fünfzig Kilo tragen kann! Eine Schand ists!

Immer dichter wird das Schneetreiben, ganz grau stürmen auf einmal die Massen an. Ja, es geht in den Abend. Und noch nichts zu sehen von der Hütte.

Der Sturm ist ganz verrückt geworden, er kommt in fortwährenden jähen Stößen, hält ihn minutenlang auf, und kann er dann wieder einige Schritte vorwärts machen, so ist er ganz atemlos und die Knie wollen nicht mehr mit.

Es geht nicht, weiter kommt er nicht. Wie ist er nur in das Astgewirr hineingeraten? Ueberall im Schnee ragt Fallholz auf, Stämme liegen kreuz und quer — das ist kein Weg, den hat er verloren und er kann ihn nicht wieder finden.

Suchend schaut er umher, doch nur ein, zwei Stämme sieht er vor sich und dazwischen dicht und stürmend den Schnee, der schon aus der Dunkelheit hervorbricht.

Er weiß wirklich nicht mehr, wo er ist, ob er rechts oder links vom Pfad abgewichen. Und bei dem Sturm und der Dunkelheit jetzt den Weg wiederfinden und ihn dann auch behalten können . . .

Freilich, in einen Windbruch ist er hineingeraten, darum kann er nicht weiter. Ein wildes Gesperre von Aesten, Stämmen und ausgehobenen Wurzelballen, unter denen es ganz dunkel und schneefrei ist. Während der Stuiber instinktiv in eines der geschützten Erdlöcher kriecht, denkt er: „Mit so an schweren Sack am Buckel hab i s nit dermachen können. Es ist einmal nit gangen! Ja, wenn i a Pferd ghabt hät! Nur a bisl derholn will i mi, dann mach i a Feuer."

Todmüde läßt er sich zurücksinken, der Schwindel der Müdigkeit schließt ihm die Augen. „Nur gut, daß i dös Fleckl gfundn hab, scho am Herweg, glei nach der Hüttn hab i s gsehn, denkt er verschwommen. Aber es fällt ihm nicht ein mit der nahen Hütte irgend eine Hoffnung zu verbinden. Dazu ist er viel zu erschöpft.

Den Sack hat er noch immer auf dem Rücken festgeschnürt, er stützt sich damit gegen die Erdwand. Wenn er sich nur besser zusammenziehen könnte, denn nun kriecht ihm die Kälte durch die Kleider.

Einmal öffnet er weit die Augen, sieht, daß im Walde schon die Nacht da ist, lauscht auf das Heulen des Sturmes und freut sich, daß dieser nicht bis zu ihm hereindringt.

Kalt ists und lang wird die Nacht werden. Wenn nur schon das Feuer brennen würde . . .

Was hat nur der närrische Hund, warum bellt er ihm ins Gesicht und winselt vor Freude? Das ist ja der Hund des Pfaffl, wie kommt denn der hierher?

„Da bist ja, daß i di nur gfundn hab!" sagt auf einmal erleichtert die Stimme des alten Pfaffl. „Hasts denn nit weiter machn können — nur a Stückl no is bis zur Hüttn."

Der Stuiber ist ganz munter geworden. „Die Hüttn is glei da? — Nachher muß i da ja nit hockn bleibn!" Er versucht sich aufzurichten.

„Wart, i bind den Sack los, den trag i," meint der Alte.

„Was dir nit einfallt, Toni Vetter! wehrt der Stuiber ab. Und er versucht zu scherzen: „Den Sack lass i nit aus, der ghert zu mir und i zu ihm." Aber er läßt es doch geschehen, daß ihm der Alte auf die Beine hilft und ihn stützend führt.

*

Begegnung

Von Gustav Flechsig

Ein alter, gebrechlicher Mann saß an der Wegscheide und schüttete all seinen Jammer zu den Lasten, die bei seinem Ausgleiten und Sturz weithin in den Schnee gerollt waren. Drei Schritt nur noch, und der Alte hätte mit seiner hochbepackten Kiepe sein Ziel, den unbeschriebenen Stein dort erreicht.

Es ging hart an die Mitternacht. Eiseskälte machte den hohen Schnee knirschen, und eine schreckhafte Stille duckte sich um und um. Es war, als ob Geheimnis und Wirklichkeit hier ihren Anfang zu nehmen hätten; denn von allen Seiten kamen die kleinen und großen Geschicke heran, das Stundenmaß ihres Lebens abzuholen. Aus dem weiten, übermächtig dunklen Schweigen um den Wald löste sich ein Lichtlein und geisterte herzu. Wie ein tanzender Irrwisch nahm es sich aus, da es so unsicher suchend über die vielen Schneewehen immer näher hüpfte. Nun wuchs es zu einer großen Helle, lief den Anberg hinauf und sprang in den Kreis, den Schicksal und Geschicke um den Greis gezogen hatten. Im gleichen Augenblick verwandelte es sich in einen wildfrohen Knaben.

„Da bin ich!" jauchzte er auf und setzte sich keck auf die Kiepe.

Der Alte erschrak. Ein Zittern fiel ihn an, dann aber nickte er müde:

„Vor dir war ich!"

Die zwei sahen sich an, als sei einer dem anderen von je und je bekannt, als wären sie sich irgendeinmal schon begegnet. Der Greis streckte dem Knaben die Hand:

„Ich gehe, weil du nun da bist — ich gehe, woher du gekommen bist, ich gehe, weil ich auf dich warten muß; denn auch nach dir wird einer kommen!"

Der Knabe nahm diese Rede leichthin auf; er vermochte nicht, mittraurig zu sein, aber er fand dieses Zusammentreffen doch sehr merkwürdig.

„Weißt du mir nichts auf meinen Weg zu geben?" fragte er und erhob sich.

„Sieh zu!" stöhnte der Gebrechliche und wies um sich. Friede — las der Knabe auf einer der umherliegenden Lasten.

„Warum hast du ihn nicht den Menschen belassen?" begehrte er zu wissen.

„Wie ein Kind fragst du," klagte der Greis, „es ist nicht leicht, Frieden zu halten."

„Hier, die Freude, warum schlepptest du diese wieder zurück?"

Da lachte der Mann, daß es dem Schnee weh tat:

„Narr, du, wer nicht Frieden mag, der findet auch nicht zur Freude!"

Schrie der Knabe auf:

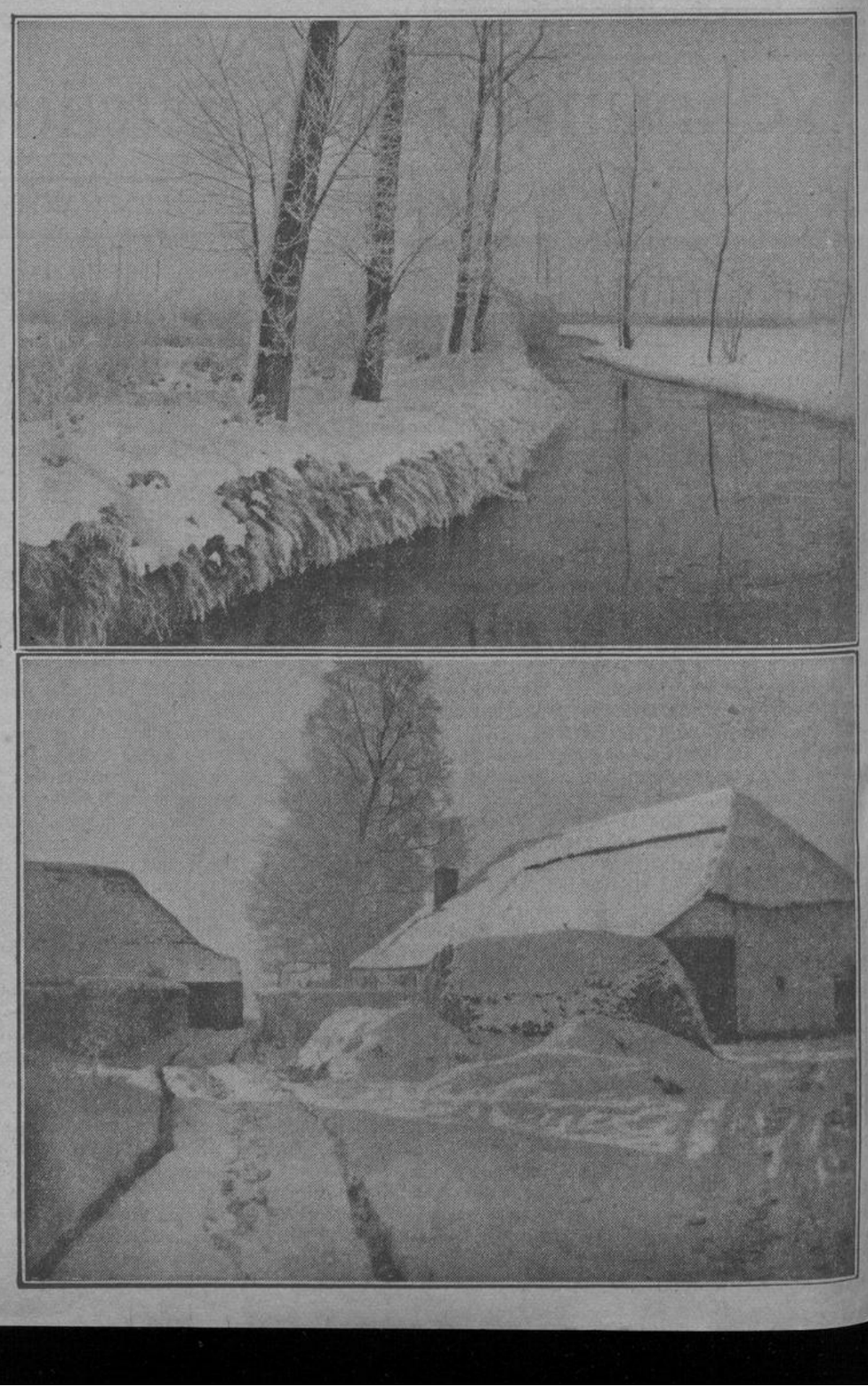
„Die Liebe aber hast du gestohlen; denn in den Himmeln ist große Freude über die neue Liebe auf Erden!"

Der Alte weinte in sich hinein, indessen der Knabe zornig vor ihm stand und Rechenschaft forderte.

„Liebe! — Kind, vielleicht begegnet sie dir, vielleicht wächst sie auf deinen Wegen. Ich bin von Tür zu Tür gewandert, man hat mich halbtot geredet und gesagt: „Immer nur geben, geben! Du hast doch einen Bruder, eine Schwester oder sonst Verwandte, gehe hin, man wird dir helfen müssen, denn es steht geschrieben: Wer seinem Bruder nicht hilft in der Not, der wird nicht selig werden einst! — — — Und ich war so müde, so matt, und das Sterben hing in meinem Gesicht."

Dem Knaben kam ein Mitleid, ein süßschmerzendes Empfinden wärmte ihn; es war, als täten sich ihm weite Tore auf, und überall harrten seiner hungrige Herzen. Da schenkte er dem Greis einen Tropfen seines jungen, überquellenden Lebens. Aber diese Liebe kam zu spät; denn die Zeit war um. Der Tod lauerte am Rain. Seine dürren Arme tasteten nach dem Alten.

Von weither begannen Glocken zu läuten, Böller krachten in die Nacht und Rufe wurden laut. Da sprang das „Neue Jahr" davon; denn es trug den Glauben an den neuen Menschen.



Verschneites Land

WOCHENEND

Kleine Reise ins Saargebiet

Der Zug fährt durch deutsches Land. Plötzlich hält er. Da ist eine Grenze. Mitten im deutschen Land. Zollbeamte stehen auf dem Bahnsteig. Die Fahrtausweise werden kontrolliert. Die Pässe. Das Gepäck wird wenigstens angesehen. Verwundert blicken wir durchs Fenster und suchen nach Anzeichen eines fremden Landes. Da hängt ein Schild mit französischer Aufschrift und da noch eins. Das ist alles. Aber es fehlen die Menschen, die diese Schilder lesen können. Und so vermögen selbst diese Schilder in einer fremden Sprache den Charakter des Bahnhofs nicht ändern, der nicht anders aussieht als



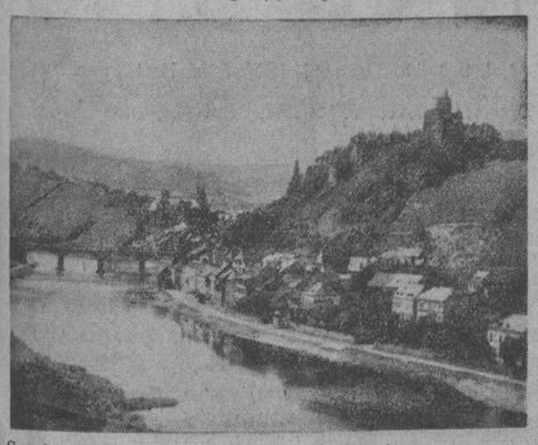
Saarbrücken. Total vom Nußberg

alle Bahnhöfe, durch die wir gekommen sind und noch kommen werden. Und wie der Bahnhof deutsch ist, so sind es auch die Menschen. Sowohl die, die hinüber fahren über diese Grenze, die keine Grenze ist, wie auch die, die von drüben kommen.



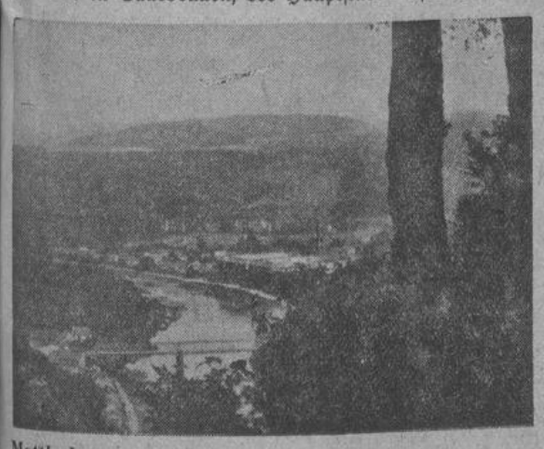
Saarhausen

Dann geht die Fahrt weiter. In deutsches Land hinein; denn wir sind immer noch in deutschem Land. An Eisenwerken fahren wir vorüber, die wie Burgen, mitten in der Landschaft liegen. Und ihre Schlote gegen den Himmel stemmen. Lange schwarze Rauchfahnen wehen



Saarburg (Bez. Trier). Blick von Beurig

über das Land hinweg. Weiter fährt der Zug. Durch welliges Land. An Bauernhäusern vorüber, deren Bewohner mit großen Taschentüchern zu uns herüberwinken. Zechen. Die merkwürdig hohe Fördergerüste haben. Dann sind wir in Saarbrücken, der Hauptstadt dieses Gebietes.



Mettlach

Verräuchert ist der Bahnhof. Verräuchert sind die Häuser in seiner Nähe. Man spürt, wie die Ungewißheit der Vergangenheit den Menschen die Freude an ihrem Besitz genommen hat, wie sie gleichgültig wurden gegen das Aeußere, das doch das Innere spiegeln soll. Von einem Haus weht eine Trikolore herunter. Auch sie verrußt. Auch sie alles andere als ein Zeichen selbstsicheren Sieges. Bald wird sie verschwinden und einer helleren sauberen Flagge Platz machen. Jener Flagge, die heute schon im Herzen all derer weht, die mißmutig heraufblicken zu diesem Symbol angemaßter Hoheit über deutsches Gebiet.

So schlendern wir weiter durch diese Stadt, kommen durch alte Gassen. Trauliche Kneipen mit anheimelnden Namen locken uns. Ein Kirchturm in zierlichem Barock. Plötzlich stehen wir vor einem großen Gebäude. Breit, wuchtig liegt es einer Grünanlage gegenüber. Es ist der Sitz der Saarregierung. Erbaut ist es als Gerichtsgebäude, aber ehe es fertig war, zog die landfremde Regierung ein. Nur die Inschrift: Gleiches Recht für alle, die über dem Eingang des Gebäudes in den Stein gehauen ist, erinnert noch daran, daß dieses Haus einmal Sitz der Gerechtigkeit sein sollte.

Dicht dabei erhebt sich das Ehrenmal für die Angehörigen des 70. Infanterieregimentes, die im Kriege gefallen sind. Und dann kommen wir weiter. Ueber die alte Steinbrücke hinweg zum Hafen. Kräne brummen. Tiefliegende Kähne gleiten langsam vorüber. Kippanlagen. Von hier nimmt die Kohle des Saargebietes ihren Weg nach Lothringen und zu den anderen Abnehmern. Und von hier wird sie auch wieder ihren Weg finden zu ihren Abnehmern im Reich, wenn erst die Grenze gefallen ist, die heute noch das Gebiet der Saar vom Reiche trennt, zu dem es gehört seit tausend Jahren und länger.

Auch nach Völklingen geht die Kohle von hier, wo das große Röchlingsche Hüttenwerk sich mit glühenden Zungen gegen den Himmel leckt.

Der Zug führt uns schnell nach Völklingen. An der Burbacher Hütte fahren wir vorüber, wo wir sehen, wie aus einer riesigen Pfanne eine Flut weißen Eisens in die Masselbetten sich ergießt, in denen es erkalten und erstarren soll. Lange Reihen einförmiger Arbeiterhäuser. Neue Siedlungen dazwischen. Dann sind wir in Völklingen. Ein Ort mittlerer Größe. Die paar Bauten der Vergangenheit, umstanden von schnell hochgeschossenen Gebäuden, wie sie in der Umgebung des Hüttenwerkes erstehen. Eine Stadt, die nur das Anhängsel der Hütte ist. Da liegt schon das Werk. Mit seinen riesigen Winderhitzern, den fauchenden Ventilen, den hohen Schloten. Eine Seilbahn spannt sich über Fluß und Landschaft. Wagen rasseln. Eine Lokomotive pfeift. Symphonie der Arbeit, die hier wie anderswo in hundert Tönen und Geräuschen ihren Ausdruck sucht. Eine friedliche Symphonie. Und doch, auch hier ist jene unwirkliche Spannung zu spüren, die in diesem Lande überall in der Luft liegt, jene fast unerträgliche Spannung, die sich erst lösen wird, wenn jene unwirkliche Grenze verschwunden ist, die deutsches Land von deutschem Land scheidet, die Bruder von Bruder trennt. Menschen eines Glaubens und einer Sprache hindert unter einem Himmel eins zu sein.

Gewaltig wie alles im Umkreis dieses Werkes das Kraftwerk jenseits des Flusses, an dessen Ufer Arbeiter Loren mit Koks und Erz beladen. Mächtig auch die Brücke, die, errichtet aus massigem Beton, von Ufer zu Ufer sich reckt. Darüber der weiße Dampf, der aus tausend Ventilen und Kesseln entweicht und der graue Rauch der hohen Schlote.

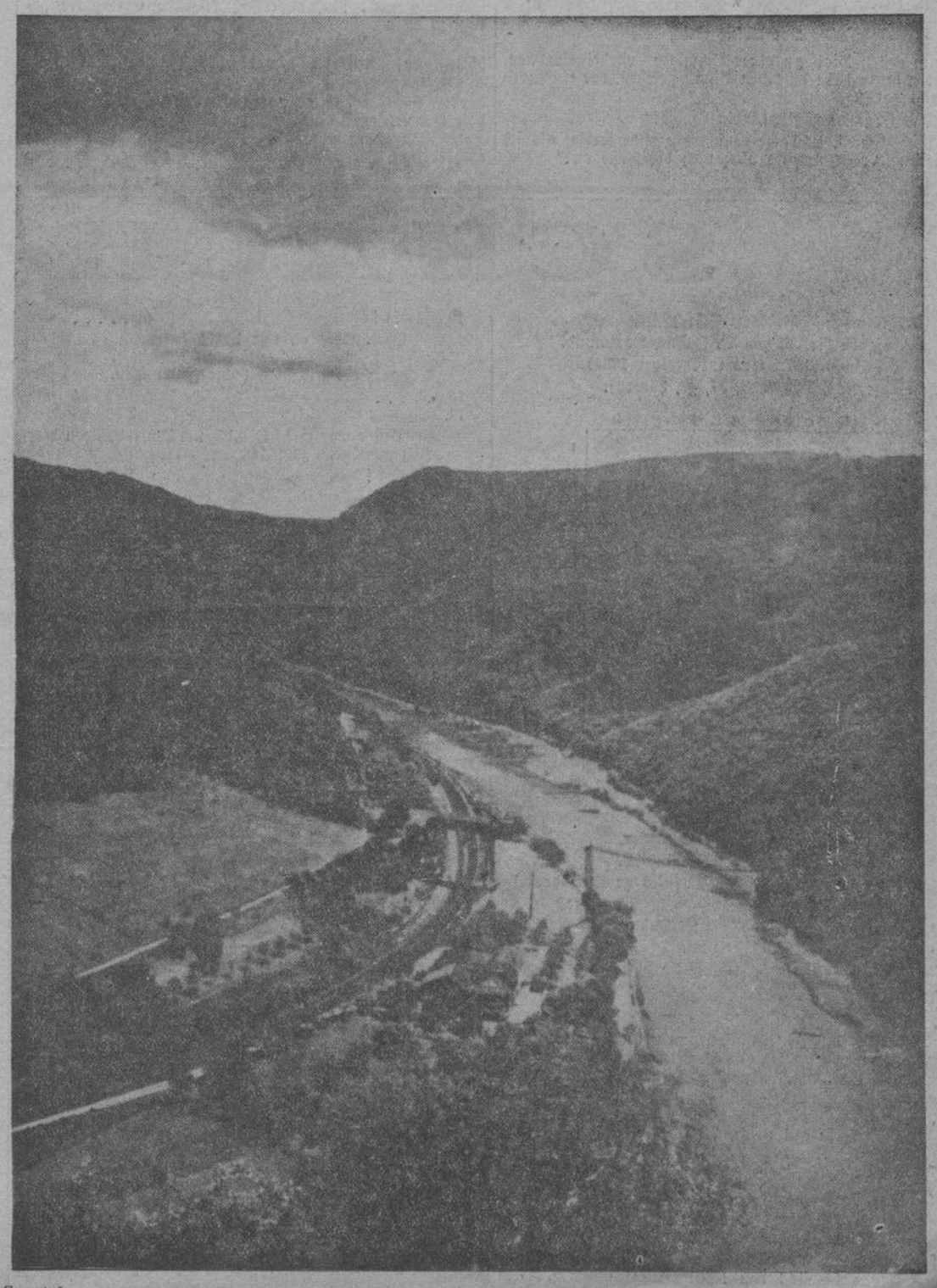
Aber keine tausend Meter von diesem gewaltigen Werk zeigt die Saar schon ihr freundliches Gesicht. Lieblich werden die Ufer, beschwingter die Hügel, zwischen denen sie hinfließt, bis sie zu hohen bewaldeten Bergen sich erheben. Grüner und höher werden die Berge. Und die Berge hinauf klettern hohe Bäume. Und zwischen den Bäumen eingeklemmt in schönster Umgebung, Juwel des Landes: Kloster Mettlach. Breit liegt die alte Benediktinerabtei zwischen den Bergen. Gewunden ist der Fluß, der unten durch das Tal durch die immer enger werdende Schlucht der Felsen seinen Weg sucht. Bald wechselt der Wald mit Weingärten. Aber wenn wir da sind, wo der Saarwein wächst, dann sind wir schon wieder im Rheinland, von dem dieser Teil des Saargebietes losgerissen wurde, wie man den südlichen Teil des Gebietes von der Bayrischen Pfalz losriß, um willkürlich ein neues Verwaltungsgebiet zu bilden, das seinen Charakter bekommt von der Industrie, die sich hier auf kleinem Gebiet vereinigt und schon darum nie ein selbstständiges Gebiet sein kann, weil ihm das Hinterland fehlen würde, das in den anderen Teilen der Provinzen gegeben ist, von denen das Saargebiet abgetrennt wurde. Nur durch diese Willkür konnte es kommen, daß wir heute im Saargebiet mit seinen 1880 Quadratkilometern Fläche, auf denen etwa 800 000 Einwohner, das sind 415 auf das Quadratkilometer, sich drängen, das am dichtesten besiedelte Gebiet Deutschlands vor uns haben. Neben der überragenden Bedeutung der Hüttenindustrie und des Bergbaues ist es die Holzindustrie, die für das Saargebiet hohe Bedeutung hat. Sind doch rund 30% der Bodenfläche von Wäldern bestanden, neben etwa 52%, die dem Ackerbau dienen. Hier finden wir ausgedehnte Buchen- und Eichenwälder, deren Holz äußerst begehrt ist. Besonders die Eichenstämme des Fischbacher Forstes werden ihrer außergewöhnlichen Eigenschaften wegen viel begehrt. Es ist nichts seltenes, daß zu den Holzversteigerungen neben den Käufern aus dem Rheinland (vor allem Solingen) Interessenten aus dem ganzen Reich, selbst aus der Tschechoslowakei erscheinen, um das Holz des Gebietes aufzukaufen. Vor allem wird dies Holz zu Messerstielen für Tafel- und Taschenmesser verwendet, so daß wir, wenn wir Solinger Messer benutzen, zugleich auch ein Erzeugnis des Saargebietes in unseren Händen halten.



Saarbrücken. Rathaus

Aus all' diesen Tatsachen, und es sind nur ein paar Tatsachen, die der Zufall zu uns sprechen ließ, geht hervor, wie eng das Gebiet, das man das Saargebiet getauft hat, auch heute noch verbunden ist mit dem Reich und der deutschen Wirtschaft. Und wenn wir wieder heimkommen aus diesem Gebiet, von dem wir ja nur einen kleinen Teil sehen konnten auf unserer kurzen Reise, lebt tiefer in uns das Bewußtsein, bei deutschen Brüdern zu Besuch gewesen zu sein. Bei Brüdern, die nicht lange mehr vor dem Hause wohnen werden, zu dem sie gehören; denn die unnatürliche Grenze, die Deutsche von Deutschen trennt, wird bald verschwunden sein. Und kein fremder Laut wird den Wohlklang deutscher Sprache mehr stören. Kein unverstandenes Wort von fremder Zunge ungeduldig geformt, wird deutsche Ohren zucken machen. Und eine Fahne nur noch wird über deutschem Lande wehen: Die Fahne deutscher Einheit und Einigkeit.

Erich Grisar.



Saartal

Heitere Welt.

Am andern Morgen.

Erste Etage: „Haben Sie nicht gehört, daß ich gestern abend an die Decke geklopft habe?“

Zweite Etage: „Oh, das macht nichts — bei uns war auch ein solcher Betrieb, daß es uns garnicht gestört hat!“

*

Liebesgeflüster.

„Amalie — dieser Kuß drückt alles aus, was ich Dir zu sagen habe! Hast Du mich verstanden?“

„Nein, Geliebter — bitte sag's noch einmal!“

*

Versöhnung.

„Sprichst Du jetzt wieder mit Deiner Frau?“

„Ja, ich höre ihr wieder zu . . .!“



Weihnachtssorgen des Papas.

„Nanu, Herr Kleckerbein, Sie mit 'nem soliden Dreiwochenbart — wohl krank jewesen?“

„Nich doch, diesmal will ick doch den Knecht Ruprecht mit 'n richtigen Bart machen!“

*

Der Leidtragende.

„Ja, es stimmt, Frau Müller, ich habe kein Mädchen mehr! Sie glauben ja garnicht, was man am Essen spart, wenn man selber kocht!“

„Wieso denn?“

„Na, mein Mann ißt kaum die Hälfte von dem, was er sonst gegessen hat . . .“

*

Unglück in der Liebe.

„Diese Frau hat mich um mein Vermögen gebracht!“

„Und mich um meinen Verstand!“

„Na, da bist Du ja billiger bei weggekommen!“

*

In der Schule.

„Welchen Ausdruck gibt es noch für Staubgefäße, Erwin?“

„Mülleimer, Herr Lehrer!“

*

Das ist bitter.

„Die Firma muß in Zukunft auf eine Arbeitskraft verzichten! Sie verstehen doch, wie ich das meine, Becker, nicht wahr?“

„Gewiß, Herr Direktor — das tut mir aber leid, daß Sie aufhören müssen!“

*

Der kleine Erich

ist zum ersten Mal an einer Schmiede vorbeigekommen. „Mutti, heute habe ich einen Mann gesehen, der ein Pferd gemacht hat!“

„Das ist ja unmöglich, mein Junge!“

„Doch, Mutti, er hatte es schon beinahe fertig, als ich vorbeikam... er nagelte bloß noch die Füße an!“

Eine Kleinigkeit.

„Gut, ich nehme den Pelz — Sie müssen bloß noch eine Kleinigkeit daran ändern!“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau!“

„Und zwar den Preis von 600 auf 300 Mark!“

*

Ein gutes Mittel.

„Nun, Frau Kreuzberg, war die Medizin gut?“

„Ausgezeichnet, Herr Doktor — erst brachte sie dem Jungen den Husten weg... dann heilte sie meinen Rheumatismus... und den Rest habe ich zum Silberputzen genommen!“

*

Was sagt sie dazu?

„Lina, ich habe im Mülleimer einen silbernen Löffel gefunden! Was sagen Sie dazu?“

„Nein, haben Sie ein Glück, gnädige Frau!“

Frack und Perlen.

Von

Cecilie Lauber.

Zu Goethe, dem alten Herrn, der in seinem Lehnstuhl sitzt, kommt sein Schreiber, ein ärmlicher Mensch mit zuckenden Bewegungen, und erzählt mit kaum verhaltener Verlegenheit:

„Denken Sie sich nur, Exzellenz, was mir heute zugestoßen! Ich komme da am Gantlokal vorbei, wo mein Freund Hermann gerade eine Zwangsversteigerung vornimmt, den Nachlaß des Herrn von D. betreffend. Nun, es fehlt ihm just eine Hilfe. Er ruft mich an. Ich bin von Natur aus dienstbereit und habe gerade etwas Zeit übrig, assistiere darum bereitwillig. Wir vollenden's. Die Leute entfernen sich. Da — was bleibt übrig? Aus den Effekten des Herrn von D. ein Habit vollkommen neu, ja, wenn ich nicht irre, der Frack, der sonntäglicherweise oder bei feierlichen Anlässen zu tragen bestimmt war, aus azurblauer Seide mit Spitzenbesatz. Und keine Anwärter sind mehr da. Hermann hat die Akkuratesse, mir für den kleinen Dienst den Frack anzubieten. —

Was soll ich tun, Exzellenz? Ernstliche Bedenken sind in meinem Kajus wohl nicht am Platz?“

Goethe, ohne sein Lächeln zu verlieren, wirft ein: „Bedenkt der Herr Schreiber, daß das Kleid des Herrn von D. weder seinem Stand noch seiner Statur genau sein kann?“

„Ein Schneider verändert alles, Exzellenz, sage ich mir. Und außerdem, daß ich mir aus eigenen Mitteln niemals zu ähnlicher Aufmusterung würde verhelfen können undd darum zugreifen sollte, sage ich mir, Exzellenz.“

„Bedenkt der Herr Schreiber auch, daß es mir Ungelegenheiten bereiten könnte, wenn er in meinem Hause herumstolziert in dem Sonntagsstaate eines Herrn von D.?“

„O, ich habe keinen Augenblick vergessen, scharf umzublicken. Es war nur Volk zugegen, das mit Ihrer Exzellenz nichts zu tun hat; und außerdem dürfte kaum einer, hier am Ort, die Aufmachung des Herrn von D. gekannt haben.“

„Auf diesen einen würde es ankomme-“, erwiderte Goethe gelassen. „Und außerdem, hat Er bedacht, daß es unklug sein dürfte, um eines feinen Kleides willen, das Ihm nicht gemäß ist, eine Entlassung aus meinen Diensten zu riskieren?“

Der Schreiber öffnet stotternd den Mund, aber in diesem Augenblick stürmt mit Ungestüm und ohne angepocht zu haben die junge Prinzessin Amalie in das Gemach.

„Goethe“, ruft sie und ist ganz echauffiert, „ich eile zu Ihnen. Sind Sie doch der einzige vernünftige Mensch hier am Hof. Raten Sie mir gerechten Rat! Was soll ich tun? Graf Armand erscheint mit einem Kollier aus türkischen Perlen, das er, aus reiner Verwunderung meiner Person, mir zu Füßen legt. Nehme ich an? Sie wissen, unsere beiden Häuser sind verfeindet. Alte Rankünе, längst sinnlos geworden, und er und ich gewiß die unschuldigen Opfer einer zur Gewohnheit gewordenen Starrköpfigkeit.“

„Edle Frau“, erwiderte Goethe, „die Bedenken, die Sie zu mir führen, haben Ihnen schon Ihre Handlungsweise angedeutet.“

„Wie“, ruft die Prinzessin und stampft mit dem Füßchen, „ich soll nicht annehmen! Haben Sie das gesagt, Exzellenz?“

„Ich habe die Meinung Ihres eigenen Anstandes ausgesprochen.“

„Mein Anstand steht ganz außer Zweifel“, ruft die Prinzessin erbost. „Sie sind altmodisch geworden, Exzellenz! Ich aber empfinde modern. Was haben Perlen mit alten Verletzlichkeiten zu tun? Sollen wir die Sünden unserer Väter bis ins vierte Glied an uns büßen? Ich werde annehmen, es ist selbstverständlich! Ich werde mit meiner Annahme Großzügigkeit verraten und neuen Geist, und auf euren alten pfeifen!“

Türeschlagend verläßt sie das Gemach, und Goethe sagt lächelnd: „Wie sehr gleicht sich die Welt an beiden Enden!“

Der Kuß aus Versehen

VON SOPHIE STECHER

Der Zug fährt in die abendliche Bahnhofshalle ein. Als Stefan seinen Handkoffer auf dem Gepäcknetz zieht, springt der Deckel auf, und alles kugelt heraus. Stefan stopft es schlecht und recht wieder hinein und wird durch diesen Aufenthalt so ziemlich der letzte in der Bahnhofshalle. Als er aus dem Zug auf den Bahnsteig springt, sieht er, wie eine Dame sich eben mit einer resignierten Gebärde zum Gehen anschickt, als hätte sie bis jetzt vergeblich auf einen Ankömmling gewartet. Diesen Pelzkragen, diesen Gang kennt er: natürlich Adele! Ah, daß sie ihn erwarten wird, seine kleine kühle, stolze Braut, das hat er nicht gewußt! Lieb ist das von ihr! Aber nun ist sie sicher böse. Er läuft ihr mit langen Schritten nach, umarmt sie von hinten, dreht sie schnell zu sich herum und küßt sie hastig. Die Dame widerstrebt heftig. Er läßt sie erstaunt los, sieht sich durch eine Ohrfeige für einen Augenblick um die Fassung gebracht, blinzelt in seiner etwas kurzsichtigen Art und entschuldigt sich dann mit rasch wiedergefundenem Lächeln:

„Aber Gnädigste! Verzeihung! Ich hielt Sie für meine Braut!“

„Das kann jeder sagen!“ Sie muß lachen.

Ein Nicken — eine Drehtür — draußen ein Gewühl von Autos und Menschen. Und sie, die nicht seine Braut, aber ganz reizend ist, ist verschwunden wie die helle Fee im Märchen.

Am selben Abend noch macht er bei seiner Braut Besuch. Der künftige Schwiegervater empfängt ihn höflich, aber verlegen. Tja, Offenheit sei immer das beste. Adele meine nämlich — hm —, sie habe es sich überlegt. Sie passen nicht recht zueinander. Stefan steht mit zusammengebissenen Zähnen. Kühl war sie ja eigentlich immer gegen ihn. Wahrscheinlich hat man sie damals zur Verlobung ein wenig gezwungen, weil er eine gute Partie ist. Na schön. Er verbeugt sich, dreht sich auf dem Absatz um und geht.

— — — Nun ist das Leben wieder leer.

Stefan sehnt sich nach der, die er aus Versehen küßte und die ganz reizend war. Er schaltet in alle größeren Zeitungen Anzeigen ein:

„Ich suche jene junge Dame, der ich am 3. Oktober auf dem X-Bahnhof aus Versehen einen Kuß gab. Zuschriften unter: „Eheantrag“.

Er bekommt fünfunddreißig Zuschriften.

Einen Augenblick steht er wie betäubt vor dem Briefhäuschen, das der Schalterbeamte vor ihn hinlegt. Er kann doch wirklich völlig sicher sein, damals auf dem Bahnsteig nicht fünfunddreißig reizende Exemplare geküßt zu haben.

Sehr unglücklich hockt er dann zu Hause und schreibt schließlich fünfunddreißig energische Briefe:

„Mein Fräulein! Ich bekam auf meine Anzeige, in der ich nur jene Dame suchte, die ich auf dem X-Bahnhofe aus Versehen küßte, nicht weniger als fünfunddreißig Zuschriften. Vierunddreißig sind also erfunden Ich darf wohl bitten, mir nur dann an oben gegegebene Nummer zu telefonieren, wenn Sie tatsächlich jene Dame sind. Ich bedaure, erklären zu müssen, daß mir an anderen Bekanntschaften nichts liegt. Ergebenst Stefan Mahlen.“

Zwölf Damen telefonieren Grobheiten. Die übrigen lassen nichts mehr von sich hören. Seine Dame vom X-Bahnhof schweigt wie das Grab.

Er grübelt. Vielleicht hat sie seine Anzeige übersehen. Er möchte noch einmal, noch zehnmal diese Anzeige erscheinen lassen, um sie, die eine, zu finden. Aber die Fünfunddreißig haben ihm die Laune verdorben. Seine Dame vom X-Bahnhof will er und keine andere.

Nach drei Wochen erhält er durch die Anzeigenverwaltung einen kleinen Brief zugeschickt. Er lautet: „Ein Zufall brachte mir eine ältere Zeitung und Ihre Anzeige in die Hand. Es wird mich sehr freuen, Sie wiederzusehen. Und zwar am Donnerstag, fünf Uhr nachmittags in der Rosen-Konditorei, in der dritten Fensternische, die ich für diese Stunde reservieren lasse.“ Die Unterschrift fehlt.

„Wie vorsichtig sie ist!“ lächelt er und hält den Brief zärtlich zwischen den Händen.

Noch zwei Tage bis dahin. Er muß immerfort an sie denken, bei jeder Arbeit und in jedem Augenblick. Schön ist das Leben!

Endlich kommt die Stunde, in der er sich der dritten Fensternische der Rosen-Konditorei nähert

Sie sitzt schon dort. Sie wendet den Kopf. Das ist sie ja nicht! Das ist schon wieder eine andere, die sich seine sehnsüchtige Anzeige als Sprungbrett für seine Eheanbahnung aussuchte!

Stefan zieht eine Grimasse und verschwindet. Und er sucht von diesem Tage an die Reisende, die er aus Versehen küßte, nie wieder.

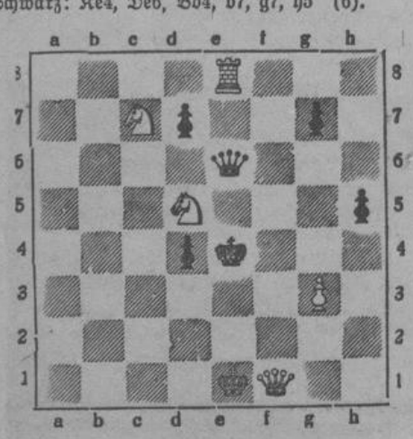


Das „anziehende“ Kleid.
Wie ein Magnet hält die schöne Auslage die Frau und den Mann fest.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 50 von O. Hahne, Dortmund.
(Wuppertaler Generalanzeiger 1934)
Schwarz: Ke4, De6, Bd4, d7, g7, h5 (6).



Weiß: Ke1, Df1, Te8, Sc7, Sd5, Bg3 (6).
Matt in 2 Zügen.

Ein durchschlagendes Opfer.
Partie Nr. 94. Holländisch.

(Gespielt im internationalen Turnier zu Leningrad.)

Weiß: H. Kmoch, Oesterreich.	Schwarz: M. Judowitsch. Rußland.
1. d2—d4	e7—e6
2. c2—c4	f7—f5
3. g2—g3	Sg8—f6
4. Lf1—g2	Lf8—b4+
5. Lc1—b2	Lb4—e7

Ein etwas gekünstelt aussehendes Manöver, durch das Schwarz den Bauern auf d4 der Deckung durch die Dame entziehen wollte.

6. Sb1—c3	0—0
7. Sg1—h3	. . . . .

Nicht so gut wäre, 7. Sf3; denn damit würde Weiß die Kontrolle über das Feld e4 aufgeben.

7.	d7—d6
8. 0—0	e6—e5

Auf den ersten Blick sieht die schwarze Stellung jetzt ganz passabel aus, jedoch ist der schwarze Damenflügel unentwickelt.

9. d4—d5	h7—h6

Das schwächt den Königsflügel unnötig. Um Sg5 zu verhindern, war De8 angebrachter.

10. f2—f4 !	. . . . .

Verhindert g5 und droht eventuell e4 (S×e4 S×e4 f×e4 Sf2 !); zu dem folgenden Zuge ist Schwarz deshalb so gut wie gezwungen.

10.	e5—e4
11. Sh3—f2	Dd8—e8

Besser war wohl h6—h5, um den folgenden Vorstoß unmöglich zu machen.

12. g3—g4 !	Le7—d8 (droht e3)
13. e2—e3	g7—g6
14. g4×f5	g6×f5
15. Kg1—h1	Kg8—h7

Weiß hat jetzt einen deutlichen Entwicklungsvorsprung; zudem droht er über kurz oder lang auf der Schrägen a1—h8 übermächtig zu werden.

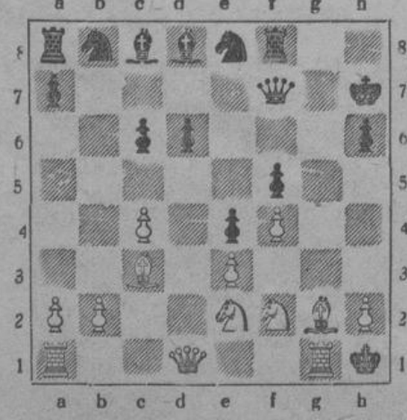
16. Tf1—g1	c7—c6
17. d5×c6	b7×c6

Den Vorzug verdiente hier unbedingt S×c6, um endlich die Figuren ins Spiel zu bringen, wenn auch die Punkte d5 und d6 schwach blieben.

18. Sc3—e2!	. . . .

Damit räumt Weiß dem Läufer das Feld c3 zur Besetzung der entscheidenden Diagonale.

18.	De8—f7
19. Lb2—c3	Sf6—e8



Nun hat Schwarz glücklich sechs Figuren auf der achten Reihe stehen, das folgende positionelle Opfer ist deshalb naheliegend und sollte die Entscheidung herbeiführen, zumal da Weiß dabei seinen zweiten Läufer ins Spiel bekommt.

20. Sf2×e4 !	f5×e4
21. Lg2×e4+	Lc8—f5
22. Dd1—d3	. . . . .

Droht Sd4 bezw. Sg3; der folgende Textzug ist deshalb erzwungen.

22.	Lf5×e4
23. Dd3×e4+	Df7—f5
24. De4—f3	Se8—f6
25. Se2—d4	Df5—d7

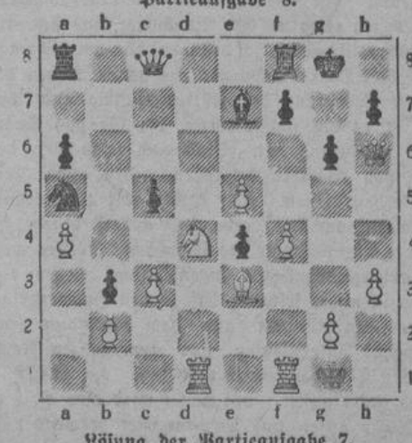
Damentausch verubietet sich wegen nachfolgendem Se6, womit Weiß seine Figur zurückgewinnen würde.

26. Tg1—g2	Sb8—a6
27. Ta1—g1	Sa6—c5
28. Tg2—g7+ !	Dd7×g7
29. Tg1×g7+	Kh7×g7
30. Df3×c6	. . . . .

Schwarz geht jetzt an dem schlechten Zusammenspiel seiner Figuren zugrunde.

30.	Ld5—e7
31. Sd4—f5+	Kg7—f7
32. Dc6—c7	Sf6—g8
33. Sf5×d6+	Kf7—e6
34. f4—f5+	Tf8×f5
35. Sd6×f5	Ke6×f5
36. Dc7—e5+	Kf5—g6
37. b2—b4	Le7—f6
38. De5—g3+	Kg6—f7
39. Dg3—c7+	Kf7—g6
40. Dc7×c5 !	Aufgegeben.

Partieaufgabe 8.



Lösung der Partieaufgabe 7.

1. . . . Dd7—b6! (droht a2 nebst a1 Dame usw.) 2. Db6—b5 Db6—c7! (droht wiederum a2.) 3. Db5—c4 a3—a2 4. Lc6—d5 Tb8×b7! (L×b7 scheitert nun an D×c4, und D×c7 T×c7 6. Ta1 an Tc5 nebst T×g5.) 5. Dc4—f1 Dc7×c1 6. Df1×c1 Tb7—b1, und Weiß gab auf.

Vorstehende Stellung ergab sich in einer Fernturnierpartie zwischen einer Mannschaft des Schachbundes im K.J.V. von Dortmund und Friedrichsthal a. d. Saar. Der letzte Zug der Friedrichsthaler war c7—c5. Sie beabsichtigen nach dem scheinbar erzwungenen Se2 ihre Königsstellung durch Te8 nebst Lf8 (gegen evtl. f4—f5 gerichtet) zu konsolidieren. Wie kann Weiß am Zuge diesen Plänen zuvor kommen und schnell gewinnen?

Literatur.

Dr. Paul Karlson, Du und die Natur. Eine moderne Physik für Jedermann mit 165 Zeichnungen von Wilhelm Petersen. Verlag Ullstein, Berlin.

Es ist schade, daß dieses Buch nicht schon zu meiner Sekundanerzeit geschrieben war; mit viel mehr freudiger Erinnerung würde man die Einführung in die Lehre von Elektrizität und Wärme und Himmel und Erde zurückdenken. Bevor man das Karlsonsche Buch nicht kennt hat man keine Ahnung, wie angenehm und kurzweilig über solche oft „fernliegende“ Dinge gesprochen werden kann. Die Probleme, die in diesem aufschlußreichen Werk behandelt werden, sind ernst und schwer genug; Paul Karlson versucht deshalb, so heiter und einfach von ihnen zu erzählen, wie es nur möglich ist. Die vielen lustigen Bilder von Wilhelm Petersen, die im Text eingeschaltet wurden, verfolgen den gleichen Zweck: die Physik zu vermenschlichen. Im ersten Teil des amüsanten Buches, das in erster Linie für den Laien geschrieben ist, wird anschaulich und für jedermann verständlich vom Rohstoff der Welt erzählt, von Elementen, von Rutherfords Atom und vom künftigen Wärmetod des Kosmos; vom Wunder der Elektrizität und den Rundfunkwellen, von Licht- und Röntgenstrahlen und von den Begriffen und Gedanken der Relativitätstheorie bis zu ihrer etwas brutalen Folgerung des „zerplatzenden Weltalls“. Ein zweiter Teil bringt das heutige Bild vom Atomkern und der Atomzertrümmerung und einen Einblick in die Quantenmechanik usw. Es ist keine Zweifel, daß dieses Werk Karlsons (des Verfassers des vielgelesenen Abenteuerbuches der Segelfliegerei „Segler durch Wind und Wolken“) besonders die wißbegierige reifere Jugend interessiert.

Die Spur von meinem Ski. Von Hellmut Lantschner. Verlag Rowohlt, Berlin W 50.

Der Verfasser Hellmut Lantschner, Sieger im Deutschen Abfahrtslauf 1934, ist den Wintersportlern nicht unbekannt. Sein Buch führt uns mitten in die weiße Welt des Skilaufs. Das Abfahrtsrennen schildert er in seiner urwüchsigen Sprache so lebendig, daß man statt seiner auf den Skiern zu stehen glaubt. Schöne Sportbilder bereichern das interessante Buch, das jeder Wintersportler gern lesen wird.

Bunte Blätter für Haus und Kind

Wir basteln mit Bast

Wir flechten, sticken, nähen und wickeln Bast zu mancherlei hübschen Gegenständen für den täglichen Gebrauch und zum Schmucke des Zimmers. Vielseitigkeit der Muster entstehend durch die verschiedenen Arbeitsweisen. Die südlichen Länder liefern uns das haltbare und geschmeidige Material wie den Raffiabast und das Peddigrohr dazu. Für größere Arbeiten kauft man am besten den Bast naturfarbig in Bündeln und färbt ihn mit Braunschen Farben beliebig ein. In der vorgeschriebenen Menge Wasser löst man das Farbpulver,



kocht es mit etwas Salz und Essig auf und taucht den angefeuchteten Bast einige Minuten hinein. Eine schöne dunkelbraune Färbung wird durch übermangansaures Kali erzielt. Etwa ein halber Teelöffel davon wird in ein wenig heißem Wasser aufgelöst, in 2½ Liter Wasser aufgekocht und der zu färbende Bast oder Gegenstand mehrere Minuten in die heiße Flüssigkeit getaucht. Um den naturfarbenen Bast leichter verarbeiten und breit legen zu können, wird er ein paar Stunden vor der Arbeit in ein feuchtes Tuch gewickelt. Farbiger Bast dagegen verliert durch das Einfärben seine Sprödigkeit und läßt sich meist in trockenem Zustande verwenden. Das aus den Ranken einer Schlingpflanze gewonnene, zuweilen vier bis fünf Meter lange Peddigrohr muß zwölf Stunden vor der Verarbeitung im Wasser liegen, um elastisch genug zu sein, sich zur gewünschten Form biegen zu lassen.

Die Verwendungsmöglichkeit des Bastes ist eine so vielseitige, daß hier nur eine Anregung für verschiedene Techniken gegeben werden kann.

Der abgebildete Untersatz für Kannen, Vasen etc. ist die einfachste Art der Bastarbeit. Zu Zöpfen geflochten wird der Bast aufgerollt und mit einer Stopfnadel vernäht. Die gewünschte Länge der Zöpfe erhält man durch Anlegen des neuen Bastfadens an den alten, bevor dieser noch zu Ende ist. die Zopfenden werden vernäht. Beim Formen der einzelnen Muster wie zum Beispiel Kreise, Spiralen werden die Seitenflächen des Zopfes fest aneinander gelegt und die Heftstiche durch die Mitte geführt. Sie sind an der Oberfläche nicht sichtbar. Besonders reizvolle Abwechslung erhalten wir durch Aneinandersetzen von Mustern in verschiedenen Farben. Größer und in gröberem Material ausgeführt, eignet sich eine solche Arbeit zum Vorleger oder Badeteppich.

Zu einem Gebäckkörbchen wird dünnes Peddigrohr oder ein dicker Papierstrick — mit Bast gleichmäßig bewickelt — in die gewünschte Form gelegt. Eine Erleichterung zum Erlangen der Form bietet hierbei das Arbeiten über einer Schale oder Schüssel, die natürlich nach der Fertigstellung wieder herausgenommen wird. Das Verknüpfen der Bastfäden geschieht mit Weberknoten. Hat man einige Male umwickelt, so befestigt man die Windung an die vorhergehende mit einem Stich. Durch Wechsel mit verschiedenfarbigem Bast entstehen Muster, die bei einiger Uebung nach Entwurf eingefügt werden können.

In gleicher Weise kann in Bastwickelei ein Papierkorb über dickes Peddigrohr gearbeitet werden. Unsere Abbildung zeigt eine weniger schwierige Ausführung. Wir stellen die Form aus Pappe her oder nehmen eine der im Handel erhältlichen Rohrformen, die wir mit langen Bastfäden bespannen.

Baststickerei auf Kanevas ist für Buchhülle und Wandteppich angewendet worden. Zum Wandteppich wählt man ein größeres Gewebekaro und stickt mit breiten Fäden über größere Flächenmuster.

Im Gegensatz zu den oben angegebenen streng an die Form gebundenen Arbeiten lassen die Bastiere der Phantasie freien Spielraum. Eine lustige Drahtform wird der Ersparnis wegen zunächst mit Kreppapier bewickelt. Dann erst wird mit Bast weitergearbeitet. Sticken und Nähen ergänzen hierbei das Wickeln. Diese drolligen Hunde, Giraffen und Löwen, Esel und Elefanten sind ein beliebtes Spielzeug der Kinder und eine Freude für jeden Erwachsenen.

L. P.





Das ewige Weihnachtswunder ist doch immer wieder neu

Allerlei Gardinen



Gardinen sind Gefühlssache. Nichts eint so sehr wie die Feststellung, daß ein Bekannter die gleiche Gardinenart bevorzugt: die Menschen gehören zusammen. So gibt es denn Beiderwand-Menschen und Kretonne-Menschen, Tüllgardinen- und Scheibengardinen-Menschen. Gleiche Vorliebe für Muster, gleiche Persönlichkeiten!

Die dunkle und schwere Gardine, seit Jahren arg befehdet, ist immer noch sehr beliebt. Aber sie hat sich zu ihren Gunsten verändert, kann jetzt sehr schön sein. Undurchdringliche, für die Ewigkeit geschmiedete Drapierungen, Raffungen, denen man nicht auf den Grund kommen kann, sind heute jedem Empfinden zuwider. Die kostbaren bronzefarbenen oder weinroten Vorhänge aus Seidenvelours oder dem rauheren Frotté-Velours fallen in schweren gleichmäßigen Falten, auf denen das Licht sanfte Reflexe bildet, vom schmalen Querbehang bis auf den Fußboden und umrahmen die Fenster eines Gesellschaftsraumes. Die Fensterscheiben bedeckt eine bis zum Fensterbrett reichende zarte Gardine aus farbigem — nicht immer cremefarbenem, der leicht angestaubt wirkt — Tüll. Farbiger Tüll muß entsprechend der Farbe des Seitenvorhanges besonders eingefärbt werden.

Die Wohnzimmergardine ist im allgemeinen noch viel zu unruhig. Viele können es sich nicht versagen, den Querbehang „künstlerisch zu gestalten". So entstehen technische aber unschöne Wunder. Lange Fransenteile, Quastenmittelstücke, Abstufungen, bizarre Unregelmäßigkeiten lenken das Auge gerade auf diesen nebensächlichsten Teil einer Gardine. Ein leicht gezogener schmaler Querbehang genügt in den meisten Fällen, um das Mauerwerk zu verdecken. Besonders klare moderne Fensterformen machen auch ihn überflüssig. Man kann die Gardine an Messingringen befestigen, die nicht unnötig groß sein dürfen, um nicht häßlich zu wirken. Diese Ringe können aber auch in einer nickelfarbenen kantigen Schiene laufen, so daß sie unsichtbar sind, und alles Technische nicht verletzen kann. Für die Länge der Gardinen im Wohnzimmer kann man keine Norm aufstellen. Die Eigenart jedes Fensters ist daür entscheidend, ebenso der verwendete Stoff. Blumige duftige Voilegardinen können nach Biedermeierart am Innenrande mit einem schmalen wenig gekräuselten Volant versehen und mit einem Band leicht zusammengerafft werden, in diesem Falle wirken sie am schönsten, wenn sie bis zur Erde reichen. Derbere Stoffarten, wie Leinen, Nessel, Kretonne, Chintz, Rips und Kunstseide können mit dem Fensterbrett abschließen, sie wirken an sich schon kräftig und sollen in der Hauptsache sachlich sein. Kunstseidene Seidenstores sind immer noch am beliebtesten, obwohl durchaus nicht am schönsten. Man wähle sie nicht immer in jener häßlichen Mohrrübenfarbe, die so häufig die am stärksten vertretene Farbe überhaupt im Wohnzimmer ist, mit kleinen Schattierungen hinüber ins Lehmfarbene oder Gelbrote. Wieviel schöner ist lachsrot, tomatenrot, ein warmes Gelb. Scheibengardinen sind eine hübsche Ergänzung für einen wohnlichen Raum. Neu ist es, die Spannstangen nicht oben und unten vom Fensterrahmen, sondern links und rechts desselben anzubringen, so daß eine Querspannung entsteht.

Im Schlafzimmer muß eine Gardine vor allem undurchsichtig sein. Als abwaschbarer Stoff empfiehlt sich auch hier Nessel, den man in zarten Pastelltönen einfärben, auch mit einer abstechenden Borte versehen kann. In der Küche genügen duftige getupfte Scheibengardinen in halber Höhe des Fensters und ein Querbehang ohne Seitenschals.

Arbeit und Pflicht

Sie drückt uns so sehr, die Pflicht, sie scheint uns ein Hemmnis, und wir begegnen ihr oft voll Unwille und Widerstand.

Das bringt uns dann zum inneren Zwiespalt, und jedes ernste Verstehen für gottgewollte Arbeit schwindet aus unserer Seele.

Und doch ist die Arbeit unsere Pflicht, und unsere Pflicht wird immer Arbeit sein, wir können aus dieser Bestimmung nicht heraus. Doch wenn uns Arbeit und Pflicht beseligen sollen, dann müssen wir ihnen innere Anteilnahme entgegenbringen, sie zu verstehen, ja sie zu lieben suchen, mögen sie auch noch so kalt und nüchtern sein, und noch so trüb und dunkel.

Ach, alles, was ich aus Liebe tue und aus der ganzen Ernsthaftigkeit meines Wesens heraus, das bekommt Flügel, lichte, geheimnisvolle, . . . das wird beseelter, zu ewigkeitsumspannender Arbeit.

Gertrud Maassen.

Das Kleinste

Alles Große zu erledigen, zu ertragen, zu erdulden, ist nicht gar so schwer. Denn es wird von der inneren Hochspannung bewegt und verändert, von der tiefglücklichen Freude: wie viel man bewältigen könne, wenn man nur wolle.

Aber nun dieses Kleine, Mühselige, täglich zu Erneuernde. Als junger Mensch übersieht man es, verlacht es, stößt es fort. „Wie kleinlich die Menschen werden, genau so kleinlich, wie ihr mühseliger Alltag, durch den sie sich hindurch jammern."

Sie waren auch einmal Junge, Lebendige. Und sie standen genau so da und stießen das Kleinliche von sich. Da rächte es sich. Da überfiel es sie, immer wieder, Jahr um Jahr. Bis sie ihm verfallen waren, das sie nicht hatten anerkennen wollen.

Wenn wir dieses Kleinste von vornherein sehen würden, ausbauen wollten, ergreifen möchten, ganz wie es sich bietet. Aber in der himmelhohen Beziehung, in der es zu allem wirklichen Leben stehen kann. In der wunderbaren Einordnung, mit der es sich zu dem ganzen Lebensbau überhaupt auswächst.

Was brauchen wir denn — gerade in unserer wirtschaftlich schweren Zeit anders denn dieses: Menschen, die den Alltag leben, die ihm Tribut zahlen nach Gottes Gesetzen.

Du sagst: ach dieses Kleine. Versuch einmal, es zu leben. Ganz und ohne Konzessionen an die eigenen Wünsche. Und doch mit der innerlichen Freude des Menschen, der formen und wirken darf. Und auf einmal hälst Du alles, was Du als groß zu Leistendes in der Ferne erblicktest, in den Händen. Es ward, es fügte sich unter Deinem Alltag.

Und das Große und das Kleine werden sich merkwürdig gleich:

Wege zu Gottes Herzen.

Dr. Ilse Brugger.

Abend

Sieh, des Tages letzte Glut
wird von blassem Blau verschlungen.
Aus den Tiefen steigt die Flut
dunkelgrüner Dämmerungen.

Was dir nah im engen Raum,
fühlst du schattenhaft entgleiten,
alles Ferne wie im Traum
siehst du lächelnd sich entbreiten.

Jeder Laut klingt dumpf verhüllt.
Ruf wird Flüstern, Wort Gebärde; —
Sehnsucht, die dein Herz erfüllt,
steigt zum Himmel, sinkt zur Erde.

Franz J. Falckenberg.

Das Weihnachtserlebnis in den Werken großer Maler



Cranach d. Aelt.: Die Verkündigung



Schongauer: Christi Geburt



Albrecht Dürer: Die Anbetung



van Leyden: Ruhe auf der Flucht

Jahresende

Ungezwungene Betrachtungen

VON PETER BAMM

Somit also wären wir wieder einmal soweit. Es ist der 31. Dezember 1934. Die landläufige Auffassung geht dahin, daß dergleichen Einschnitte der Zeit Veranlassung seien, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Aber es ist sehr viel wahrscheinlicher, daß das Bedürfnis der menschlichen Seele, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, überhaupt erst die Veranlassung war, die Zeit zu teilen.

Denn wenn wir rechnen können, dann sind wir souverän. So wie einer dasteht, an der Haltestelle der Trambahn, kleiner Mann von heute, braucht er nur zu sagen „Vor 2333 Jahren" und er steht neben einer Couch, auf der heiter und ergeben Professor Dr. Sokrates liegt, bereit, in den Hades hinabzusteigen. Weinend beklagt sich Xanthippe, daß er unschuldig sterben müsse. Worauf er sie fragt: „Ja, möchtest du lieber, daß ich schuldig sterbe?"

Wir sollten uns nicht lumpen lassen. Und wenn es uns ohne unsere Schuld dreckig geht, so sollten wir froh sein, daß es uns nicht dreckig geht, weil wir daran schuld sind.

Vielleicht sind dem kleinen Mann von heute 2333 Jahre ein bißchen viel. Dann kann er es auch einfacher haben. Er steht da nicht allein. Hinter ihm stehen 71 Herren. Der erste trägt noch einen Kragen, der zweite schon einen Vatermörder, der dritte einen Großvatermörder und der einundsiebzigste Sandalen und ein langes, fließendes Gewand. Nur einundsiebzig Generationen trennen den Fahrgast von Sokrates, und sein ehrwürdiger Herr Ahne hat vielleicht dem Scherbengericht angehört, das Sokrates verurteilte.

Tatsächlich ist niemand imstande und niemals jemand imstande gewesen, auch nur die Länge einer Minute richtig zu schätzen. Haben Sie, lieber Leser, jemals auf eine Dame gewartet, mit der Sie sich Punkt fünf Uhr verabredet hatten? Sie werden mir zugeben, daß man gegen ¼6 Uhr das Gefühl hat, mehrere Stunden gestanden zu haben. Gegen 6 Uhr ist man bei der Resignation angelangt und dann pflegt Resine auch meist zu kommen. Nach einer Ewigkeit!

Nun sind Ewigkeiten sicher nicht so lang, wie wir sie uns vorstellen. Aber sicher sind sie auch nicht so kurz, wie wir sie empfinden. Aber Tatsache ist, der Mensch, der kein Maß für die Minute hat, er hat eins für die Jahrtausende.

Das macht, der kleine Mann, der immer noch auf die Trambahn wartet, hat nicht nur die besten Beziehungen zu Sokrates, er hängt, so neblig es auch sein mag, mit seinen Fäden an der Sonne. Der Mensch, verloren in das All, hat seine Brücken geschlagen bis zu den fernsten Sternen. Muß er schon auf der Erde leben, die Zeit hat er sich vom Himmel geholt.

So weiß er, daß mir morgen den 1. Januar 1935 schreiben. Und in 71 Generationen wird vielleicht einer seiner Enkel wieder so weise sein wie Sokrates. Denn wir sind nicht nur Nachkommen. Wir sind auch Vorfahren. Wir haben nicht nur die schöne Freiheit, auf der Bahn der Sterne in der Vergangenheit zu schweifen, wir haben die noch schönere Freiheit, mit der Sonne in der Zukunft zu reisen. Und die hat den großen Vorteil, daß wir sie uns vorstellen können, wie wir wollen. Ja, wir können dabei so weit gelangen, daß wir im Hinblick auf das Kommende anfangen, nicht nur an die Zukunft der Menschheit, sondern sogar an die eigene zu glauben.

Es steht einem jeden frei, sich vorzustellen, daß er im nächsten Jahre ein Frühaufsteher wird, daß er zu rauchen aufhört und zu sparen anfängt. Ein jeder darf sich sagen, daß Bismarck auch erst mit 46 Jahren seinen Aufstieg begann und demnach die Chancen für ihn so schlecht nicht sind. Denn das Haupterfordernis, 46 Jahre alt zu sein, das wird „im nächsten Jahre" sich von selber erfüllen.

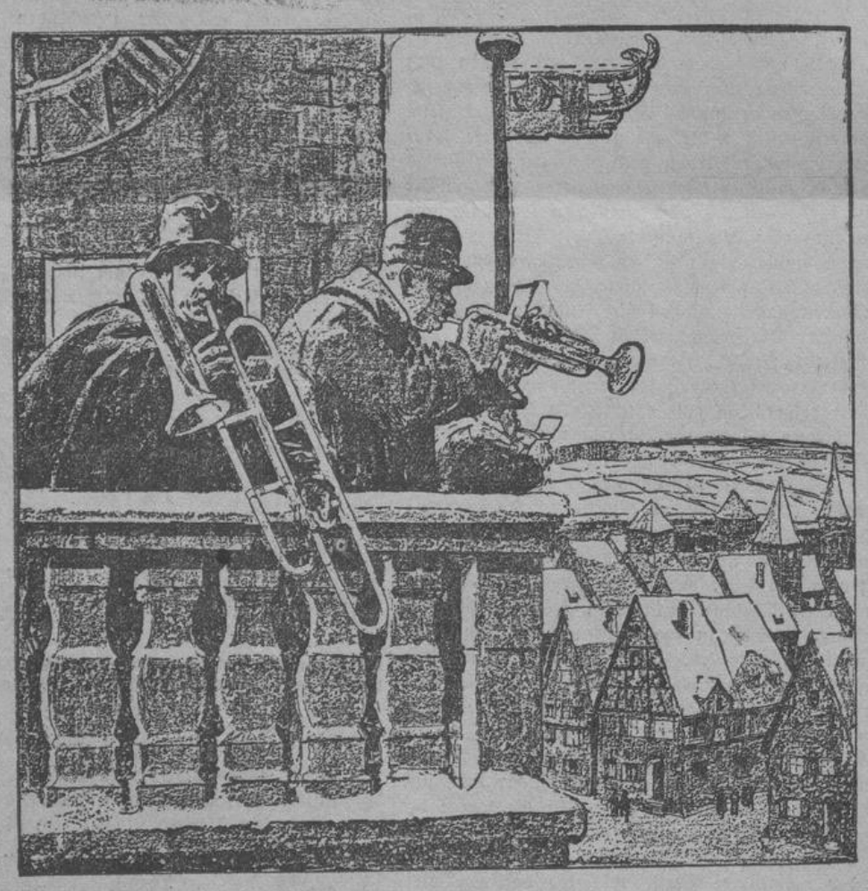
Aber nun geschieht etwas sehr Eigentümliches, ja geradezu Erschütterndes. Der Mensch in dieser Nacht des heiligen Silvester, mit der Weltgeschichte hinter sich und der Zukunft der Menschheit vor sich, klebt sich Kaugummi auf den Nasenerker, setzt sich einen Pappzylinder auf, streut seiner Schwiegermutter Konfetti in den Rückenausschnitt, trinkt Punsch und jodelt laut und herrlich in die kalte Winternacht.

Wahrhaftig, ein ergreifendes Bild!

Aber tatsächlich, das ist das Leben. Zwischen den dunklen Gewalten der Vergangenheit und den geheimnisvollen Mächten der Zukunft, die uns bedrohen, pflücken wir die bunten Blumen des Daseins. Während sich unter uns die Erde spaltet, heben wir das Punschglas in die Höhe, auf die Freiheit zu trinken. Mag das Leben immerhin gefährlich sein, wir haben schon gewonnen, wenn wir uns nicht fürchten. Trinken wir dem Drachen zu, der uns zu verschlingen droht. Immerhin werden wir dann verschlungen, weil wir tapfer waren. Und vielleicht sogar bleiben wir am Leben.

Morgen früh dann, im ersten Licht des Morgens, wollen wir zusammen mit dem kleinen Mann und mit allen unseren Ahnen die erste Trambahn des neuen Jahres besteigen. Sie bimmelt froh durch die noch stillen Straßen. Und wenn wir auch nicht zu rauchen aufhören und zu sparen anfangen werden, so fassen wir uns dennoch fröhlich an die Kaugumminase und wünschen einander aufrichtig und von Herzen:

Ein glückliches neues Jahr!



Neujahrs-Anblasen

Silvester

Nun ist das alte Jahr wieder zu Ende.
Gib du mir deine lieben beiden Hände.
Horch, wie sie draußen schon mit Glockenplärren
am neuen Jahr laut und emsig zerren!
Sie ängstigt wohl ein leeres Stückchen Zeit.
Fühlst du den Flügelschlag der Ewigkeit,
als ob die Zeit nun horchend stille stände? —
als sei die Seele selber flugbereit? — — — —
Gib du mir deine lieben beiden Hände.

Hermann Claudius.

Später Besuch

Kein Erlebnis meiner Kindheit hat auf mich einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht wie das folgende, das sich zutrug, als ich ein Knabe von acht Jahren war.

Zum erstenmal im Leben stand ich damals vor einem ganz und gar unfaßbaren Ereignis, zum erstenmal dämmerte in der nachdenklichen Knabenseele die Ahnung auf, daß es in diesem Leben Dinge gibt, die mit dem Menschenverstand absolut nicht zu fassen sind.

Mein Vater, ein alter pensionierter Offizier, besaß zu jener Zeit in einer kleinen nordmährischen Provinzstadt ein weitläufiges altes Haus, das wir, meine Eltern, meine Geschwister und ich — allein bewohnten.

Von der Familie meines Vaters lebte zu jener Zeit nur noch eine Schwester, an der er mit außerordentlicher Liebe hing. Kein Tag verging, ohne daß er der Sehnsucht nach seiner lieben Fanny, die als einsame Witwe in Krakau lebte, lauten Ausdruck gab, und auch die Briefe der Entfernten erschöpften sich in Ausdrücken der zärtlichsten Liebe für den schon viele Jahre nicht mehr gesehenen einzigen Bruder. „Mein lieber, lieber Louis", schlossen sie jedesmal, „meine Sehnsucht nach dir ist grenzenlos, und was auch geschehe, ich muß und werde dich vor meinem Tode noch einmal wiedersehen. Es ist der einzige Wunsch, den ich auf Erden noch habe, und der liebe Gott wird ihn mir sicher erfüllen."

Aber wie das schon so ist: die Entfernung war für damalige Begriffe ziemlich groß, das Reisen umständlich und kostspielig, kurz — die Erfüllung dieses Wunsches verzögerte sich von Jahr zu Jahr.

Eines Winterabends — Mutter mit den älteren Geschwistern war im Theater — befand ich mich mit Vater ganz allein im Wohnzimmer. Es war das ein sehr großes, langgestrecktes Gemach, in dessen einer Ecke sich die Eingangstüre befand, während wir, Vater und ich, in der diagonal gegenüberliegenden Ecke an einem Tisch saßen. Vater legte nach seiner Gewohnheit die große Napoleons-Patience, ich machte meine Schulaufgaben. Der Wintersturm tobte um das alte Haus, im Ofen pfiff und sang es, sonst war kein Geräusch zu hören.

Plötzlich — eben hatte es vom nahen Rathausturm neun geschlagen — ging die Zimmertüre. Mein Vater, seit der Schlacht von Königgrätz auf einem Ohr taub, hörte das Geräusch nicht. Ich aber spähte in die Dunkelheit, die die auf dem Tisch stehende Petroleumlampe nur sehr mangelhaft zu durchdringen vermochte.

Anfangs konnte ich nichts wahrnehmen. Plötzlich aber trat eine hochgewachsene Gestalt aus dem Dunkel in den Lichtkreis der Lampe. Es war eine ganz in schwarz gekleidete Dame, die einen bis zum Boden herabfallenden dichten Kreppschleier trug, der ihre Züge vollkommen verbarg.

„Papa, schau wer da ist!" sagte ich erstaunt und deutete auf den späten Besuch.

Mein Vater schaute auf. Er war von dem Anblick der unangemeldet eingetretenen Dame so überrascht, daß er, der stets ritterliche alte Offizier, sogar vergaß, aufzustehen und dem Besuch entgegenzugehen.

„Wer sind —, mit wem habe ich das Vergnügen?" stammelte er betreten.

Die Fremde stand einige Sekunden regungslos. Dann erhob sie — genau entsinne ich mich noch jeder ihrer Bewegungen — langsam die schwarzbehandschuhte Hand und schlug den Schleier zurück. Ein mir völlig unbekanntes Gesicht kam zum Vorschein, dessen wachsgelbe Färbung mir besonders auffiel.

„Fanny, liebe, liebe Fanny!" rief in diesem Augenblick, indem er aufsprang, mein Vater. „Du kommst mich besuchen? Wie lieb ist das von dir!"

Die fremde Dame antwortete nicht. Mit einem unbeschreiblich wehmütig-zärtlichen Ausdruck sah sie meinen Vater einige Augenblicke lang an. Dann ließ sie den Schleier langsam wieder fallen, wendete sich lautlos um und verschwand in der Dunkelheit, wie sie gekommen war.

„Fanny, ja wohin gehst du denn!" rief mein Vater, die Lampe erfassend und ihr nacheilend. Durch die jähe Bewegung erlosch jedoch die Lampe.

„Geschwind, lauf ihr nach!" gebot mein Vater, indem er sich bemühte, die Lampe wieder anzuzünden. Aber ich fürchtete mich und wich nicht von der Stelle.

Sobald das Licht wieder brannte, eilten wir der Entschwundenen nach. Aber so sehr wir auch das ganze Haus absuchten, wir konnten sie nicht finden. Weder die Magd in der Küche noch die Köchin, die nach ihrer Gewohnheit um diese Zeit unten am Haustor lehnte und auf die Straße blickte, hatten irgend etwas von einer fremden Dame bemerkt.

Vater stand vor einem Rätsel. Sobald Mutter mit den Geschwistern heimkehrte, erzählte er ihnen in großer Aufregung den rätselhaften Vorfall, und die Nacht verging für die ganze Familie in Spannung und Unruhe.

Am andern Morgen kam eine Depesche. Sie enthielt in kurzen Worten die Nachricht, daß Frau Fanny St. um neun Uhr abends in Krakau eines plötzlichen Todes verstorben sei.

Und die Erklärung des Unerklärlichen?

Vielleicht hat die Willenskraft der Sterbenden die ehernen Gesetze von Raum und Zeit überwunden. Vielleicht hat die von der Erdenlast befreite Seele auf dem Wege in das unbekannte Land noch einmal ihr irdisches Gewand angelegt, um dem geliebten Bruder Lebewohl zu sagen. Oder hat vielleicht eine höhere Macht hier gewaltet?

Lauter Fragen, auf die unser Menschenhirn wohl niemals eine Antwort haben wird — — —

Rudolf von Eichthal.

Der Kelch

VON KARL LERBS

Seltsam und schauerlich sind in einer alten Geschichte, die über zwei Jahrhunderte hinweg zu uns herüberklingt, Tod und Leben ineinander verschränkt: als hätte es der Fügung gefallen, einmal beispielhaft deutlich zu zeigen, wie rasch und leicht uns ihre Hand her und hin über die dünne Grenze zwischen den beiden Bezirken hebt. Denn so viel uns Menschen diese Grenze gilt — was gilt sie ihr? Wir können es nicht ermessen. Dies war, so darf man respektvoll vermuten, der Gedanke eines alten baltischen Edelmannes, der täglich beim einsamen Mittagsmahl im Speisesaal seines Schlosses einen herrlichen kristallenen Pokal leerte und um so andächtiger und nachdenklicher wurde, je näher er beim guten Trunk dem Grunde des Kelches kam; denn je mehr der rote Wein zur Neige ging, umso deutlicher las man die Worte, die der kunstreiche Glasbildner drunter als sinnbildlichen Bodensatz der Füllung zierlich eingeschnitten hatte: „Memento mori" — „Denke an deinen Tod."

Lächelnd, die hageren Hände um das kühle, blanke Rund des Pokals gelegt, betrachtete der alte Herr diesen Spruch und fand wohl in ihm die rechte Krönung und Würze einer alltäglichen Verrichtung, erhob sich dann, reinigte mit eigener Hand das kostbare Gefäß und trug es in den Ahnensaal, um es an seinem Platz im Schranke zu verwahren. Dann verweilte er lange und ganz dem Schauen hingegeben in dem strahlenden, funkelnden, gleißenden, tiefleuchtenden, buntsprühenden Glanz, mit dem er diesen Saal erfüllt hatte: Denn es standen darin auf Borten, Tischen und Simsen, in Schränken, Fächern und Nischen viele Hunderte von Gläsern, Karaffen und Pokalen aus edelstem Metall und von erlesenem Schliff. Schien die Sonne nicht, so ließ der alte Herr die Fenster verdunkeln und viele Kerzen anzünden, um die verborgenen bunten Feuer in den zauberischen Kristallen zu wecken: alle Flammen und Farben des unvergänglichen himmlischen Lichts in den vergänglichen und zerbrechlichen Gefäßen aus irdenem Stoff. Dies war für ihn die höchste und bedeutungsreichste Stunde des Tages, und was er in den anderen tat, schien ihm daneben so unwichtig, daß auch wir uns nicht darum zu kümmern brauchen.

Wir finden es nach alledem nicht verwunderlich, daß er die letzte Probe auf seine standhafte Weltweisheit einsam und ohne das übliche Drum und Dran ablegte und seinen Leuten, die ihn eines Morgens leblos im Bette fanden, ein zur unausdeutbar rätselvollen Maske erstarrtes Antlitz zeigte. Man bahrte ihn, wie es seit langem bestimmt war, im Ahnensaal auf und sandte einen Kurier zu seinem Neffen und einzigen Leiberben, der als Offizier bei einem feudalen Reiteregiment ein von allen Kennern weltlicher Vergnüglichkeit bewundertes, von seinem nun verblichenen Oheim aber um so gründlicher verabscheutes Dasein führte. Er reiste sogleich herbei, musterte, schlank und hochmütig in blitzender Uniform auf dem Trittbrett der Kalesche stehend, Schloß und Dienerschaft mit herrischem Blick und verweilte zu der schuldigen stummen Betrachtung an der Leiche; klirrte dann mit klingenden Sporen durch alle Räume und ließ sich von einem feierlichen Notarius bestätigen, daß dem Oheim nichts anderes übriggeblieben war, als ihn nach dem Hausgesetz zum Herrn des Besitzes einzusetzen und damit von allen Schulden und Sorgen zu entbürden.

Einsam, wie das des Oheims seit so vielen Jahren, war sein Nachtmahl im Speisesaal; aber während der alte Herr sich den Tod als unsichtbaren Tischgenossen geladen hatte, dachte der neue Herr, dem Freude und Wein im Blute brausten, nicht an den dunklen Gast, der sich, geladen oder ungeladen, eines Tages zu uns an die Tafel setzt. Ihm wäre wohl ein anderer Tischgeselle recht gewesen, der ihm bei einem Trinkspruch auf das Leben mit lachender Kameradschaft Bescheid tat. Zum Bescheidtun war niemand da — aber es kam ihm, der schon ein wenig trunken war, plötzlich ein Einfall, dem stillen Mann im Ahnensaal aus dem eigenen Lieblingskelch einen triumphierenden Gruß des Lebens zuzutrinken. Sogleich ergriff er die Kanne und ging hinüber; stand einen Augenblick geblendet und beklommen vom Schein der Kerzen, dem bunten und blitzenden Gefunkel der tausend Kristalle, der ferngerückten Erhabenheit des Antlitzes auf dem weißen Atlaskissen; riß sich dann mit einem Ruck zusammen, nahm den Pokal aus dem Schrank, füllte ihn und wollte, das leuchtende Gefäß in hochaufgeschwungener Hand haltend, zur Bahre gehen: schlank, straff, in herrischem Hochmut und triumphierender Kraft. Da nun geschah es, daß er sich mit den Sporen in einer Matte verfing und, da er im Taumeln nach einem Halt griff, einen der kristallgefüllten Schränke stürzend mit sich riß, so daß die Gläser und Schalen mit schmetterndem Geklirr am Boden zerschellten. Als er sich, schwankend und blutend, aufrichten wollte, sah er sich vor einer gespenstischen Erscheinung, die ihm den gurgelnden Atem in die Kehle zurückstieß: Der Tote, der vermeintlich Tote, öffnete die Augen und sah ihn an — richtete sich auf und sah ihn an.

Die Dienerschaft, aufgestört durch den Lärm, lief herbei — nur um alsbald schreiend zu flüchten und drunten im Dorf eine schauerliche Kunde zu verbreiten. Man wird es ihr nicht verargen, daß sie dem doppelten Entsetzen nicht standhielt, da sie den eben noch lebenden neuen Herrn tot, mit zerschmettertem Schädel, drunten am Fuße der Treppe und den eben noch toten alten Herrn lebend droben im Ahnensaal gefunden hatte. Der Pfarrer, durch sein geistliches Amt ebenso verpflichtet wie nach allgemeiner Ueberzeugung geschützt, entschloß sich, dem Spuk zu Leibe zu gehen, nicht ohne sich den verläßlichen Beistand des Arztes zu sichern. Sie konnten freilich nur feststellen, daß droben im Schloß der eine ebenso unabänderlich tot wie der andere unabänderlich lebendig war, ohne daß der vom Tode Erweckte ihnen auf ihre Fragen irgendeine Antwort gegeben hätte. Er saß, den durch eine sinnvolle Absicht der Fügung unversehrt gelassenen Kelch in der Hand, auf dem Rande des Lagers, in einer Haltung, wie er sie im stummen und leisen Gleichklang seiner ferneren Tage noch zu vielen Malen einnahm: lächelnd, die hageren Hände um das kühle, blanke Rund des Pokals gelegt, den er so unverwandt betrachtete, als ob die auf dem Grunde zierlich eingeschnittene Inschrift ihm das Rätsel des vertauschten Todes auf eine gute und tröstliche Art zu lösen vermöchte.